

Der Meisterdieb



Fredrik Böök

Der Meisterdieb
und andere Erzählungen
vom Hallandsbergrücken

Im Bieweg-Verlag

Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen
von Rudolf Kinsky

Der schwedische Originaltitel lautet:
Historier från Hallandsåsen

ISBN 978-3-322-98025-0 ISBN 978-3-322-98652-8 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-322-98652-8

Einband und Umschlag Fritz Biermann, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1939 by Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig
Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1939

Inhalt

Der Meisterdieb	7
Fräulein Isabella	29
Peter Larsson und Sören Backe	87
Kammerherr Schnevogt	113
Der König von Boarp	151
Der letzte Postraub	173
Der Zigeuner Tapfer	199
Der Postkutschenbauer	223
Der Raper des Königs	247
Das Leben von Peter Bliz	269

Der Meisterdieb

1.

Vor fünfzig Jahren pflegten die Söhne der Wirtschaftsbesitzer in Hjärnarp und Margretetorp das Kartenspielen bei einem vermögenden Bauer zu lernen, der ein Stückchen den Bach aufwärts, auf der steilen Uferböschung hart am Wasser wohnte. Der Hof war nicht besonders groß, war aber vortrefflich in Ordnung gehalten und es gab keinen besseren tonhaltigen Ackerboden als den Oke Göranssons, auch kein Gartenbeet, das sorgfamer gepflegt worden wäre, und die Apfelbäume gediehen ausgezeichnet auf dem Abhang. Es war schön im Frühling, wenn das Tal in voller Blüte stand, so daß man kaum das Wasser durch die weißen Blütenwolken hindurchschimmern sah, aber noch schöner war es im Herbst, wenn die roten Austra-
chanäpfel leuchteten wie Siegellack — von den äußersten Zweigen fielen sie unmittelbar ins Wasser und schwammen bis zum Wehr bei Önnertsmölla, wo die Dorfkinder auf ihrem Wege in die Schule sie unter Scherz und Töhlen herausfischten. Traf Oke Göransson auf eine Schar solcher Kleinen, dann hieß er sie in den Garten kommen und sich das Fallobst vom Boden auflesen. Von der Brücke aus konnte man an einem schönen Herbsttag oft die Kinder rund um die Apfelbäume herumstreifen sehen. Die Knaben

füllten unerschrocken ihre Taschen und Blusen, bis sie aussahen wie verwachsene Krüppel, die Mädchen sammelten die Äpfel in ihre Schürzen ein und strahlten vor Glück, so sehr sie auch aufschreien konnten, wenn die fetten grauen Gänse, die man auf die Grünweide des feuchten Tales hinausgetrieben hatte, ihren nackten Beinen zu nahe kamen oder der prozige Hüterknecht nach ihren goldenen Böpfen haschte.

„Habt keine Angst, Kinder“, beruhigte sie Oke Göransson. „Ihr dürft gerne alles auflesen, was auf dem Boden liegt, ich habe genug mit dem, was auf den Zweigen verbleibt. Aber Ordnung muß sein, denn das schlimmste von allem ist Diebstahl und Unredlichkeit. Wenn ihr bei Tage herkommt, so weiß ich, daß ihr euch nicht bei Nacht hierherschleicht. Merkt euch das, hier in Hjärnarp wollen wir ehrliche Leute sein. Anders steht es um Simontorp! Das ist der Zufluchtsort der Zigeuner und anderen losen Packes, und darum möchte ich dort nicht wohnen.“

Gewiß stimmte es, daß Oke Göransson, als er mit Geld in der Tasche aus Amerika zurückkam, sich zuerst ein Anwesen oben in Simontorp gekauft hatte. Aber es litt ihn dort nicht und darum übersiedelte er bald hinab ins Kirchdorf, das ihm weit achtungswerter erschien. Er hatte eine starke Vorliebe für das Solide und Vertraueneinflößende, und legte, nachdem er seinen Hof bar bezahlt hatte, eine ansehnliche Summe in die Sparbank unten bei der Kirche ein, ohne all die Heimlichkeitskrämerei und Vorsichtsmaßregeln, auf

die reiche Bauern bedacht sind. Oke Göransson war offen, niemand konnte etwas anderes sagen. Auch äußerlich war er ein feiner und sauberer Mensch, sein Hemd war weiß, auch wenn er zu seiner Arbeit ging oder auf der Mergelfuhre saß. Er wählte seine Worte vorsichtig und gut und man konnte ihm anhören, daß er weit in der Welt herumgekommen war. Niemals sah man ihn unten in der Wartestube der Posthalterei, um etwa mit den Rutschenbauern einen Kaffeegrog zu trinken, selten nahm er einen Korn, eher ein Glas Cognak in guter Gesellschaft. Er war die Höflichkeit selbst und die jungen Leute waren am Abend willkommen bei ihm in der Stube.

Dämmerung lag über seinem Hof, der Tag war schon am Nachmittag zur Neige gegangen, allein drinnen bei Oke Göransson war es warm und hell und gemütlich, und die Spielkarten tanzten rund um die Hängelampe. Auch das war kein lichtscheues Tun, denn vor dem Fenster waren keine Gardinen und jeder konnte von außen sehen, was im Hause vorging. Oke Göransson lehrte seine jungen Freunde Mariagespielen — auf gut schwedisch heißt es Bauernzwölfe — und da hatte er wirklich etwas zu lehren, denn er war darin ein Meister voll Scharffinn und Findigkeit. Aber es wurde nie um Geld gespielt und auch Alkohol war verpönt. Es konnte höchstens vorkommen, daß seine Frau eine Tasse Kaffee auftrug, worauf sie still wieder verschwand. Nein, das Spiel war die Hauptsache und nichts anderes, und Oke Göransson wurde nie müde,

die moralischen Eigenschaften dieses Spiels hervorzuführen: das genaue Aufpassen, das gute Sich-erinnern, das richtige Rechnen, das Vorsichtigsein und das Mundhalten — und dann vor allem: Ehrlichkeit und wieder Ehrlichkeit. Das ist das einzige, das taugt, erklärte Oke Göransson voll Überzeugung und Wärme. Immer Farbe bekennen, richtig aufschreiben und niemals dem Nachbar ins Blatt schauen! Ehrlichkeit und Offenheit, Ordnung und Redlichkeit — alles andere ist nichts. So war seine Lehre, so verlief sein Leben. Oke Göransson konnte sitzen und die Hände voll schwarzer Piktrümpfe haben, voll Könige und Damen, konnte knapp am Gewinnen sein: wenn der unachtsame William seine Karten so hielt, daß Oke unfreiwillig in diese hineinsehen konnte, mußte das Spiel abgebrochen und neu angefangen werden, denn Recht mußte Recht bleiben. Er verabscheute nicht nur das Mogeln und Schwindeln, sondern auch jede Art von Hazardspiel — er verurteilte mit Eifer sowohl Fünfblatt wie Einundzwanzig, diesen primitiven Zeitvertreib, der niemanden interessiert, wenn nicht Geld auf dem Tische liegt, und er setzte seine Ehre darein, die jungen Leute in Hjärnarv zu edlerem Vergnügen anzuleiten.

So floß der Weisheit Redestrom um die Wette mit der Herbstflut draußen im Bach an den trüben Abenden. Die Bauernsöhne waren keine schlechten Schüler und einige von ihnen wurden auch mit warmem Lob belohnt. Nur die beiden Söhne des Wirts mußten

in verbindlicher Form gelinde Zurechtweisungen über sich ergehen lassen, denn sie spielten nicht mit dem richtigen Ernst. Alle lauschten erbaulich den Predigten Oke Göranssons. Es kam weder vor, daß jemand kicherte, noch daß jemand auch nur den Mund verzog, und dennoch war unter den Anwesenden keiner, der nicht wußte, daß der Sittenprediger in jungen Tagen der berühmte Meisterdieb des Hallandsbergrückens gewesen war. Bis an sein Lebensende wurde er selten anders als der Buschschlüpfer oder Zaunkönig genannt — das war der Name, den ein abgeheßter Bezirksamtmann und keuchende Polizisten ihm gegeben hatten, weil sie des flinken Burschen nie hatten habhaft werden können.

2.

Wäre der Buschschlüpfer ein Zigeuner gewesen, so hätte das niemanden wundergenommen, denn diese rätselhaften Leute von unbekanntem Blut stellen die meisten unserer Begriffe auf den Kopf und sind derselben seltsamen Verwandlungen fähig, die Ovidius besungen hat. Allein der Buschschlüpfer war der Sohn eines Bauern oben in Skättilljunga und es gab nichts Mysteriöses in seiner Abkunft, nichts Fremdes in seinem Aussehen. Er hatte einen Bruder, der Mitglied der zweiten Kammer des Reichstages wurde und weder dem Aussehen noch dem Benehmen nach

anders war als die anderen Leute. Es ist nicht leicht zu sagen, warum der Buschschlüpfer in seiner Jugend auf Abwege geriet. Es begann damit, daß er umherzog und Spinnrocken, Weberschiffchen, Holzschüsseln, Löffel aus Holz und Horn, all die trauten Erzeugnisse von der Hand der Waldbewohner feilhielt. Er muß das aus Vergnügen betrieben haben, denn die Not zwang ihn nicht dazu, sein Vater war keineswegs abgebrannt. Föhrenstörzer pflegte man damals die Hausierer aus dem Bezirk Göinge zu nennen, und vielleicht bedeutete dieses Wort, daß sie im Lande der Föhren zu Hause waren. Weiß Gott, mit welcher Art Menschen unser Buschschlüpfer auf seinen Wanderungen zusammen war. Es gab Leute, die behaupteten, daß er jedenfalls sehr viel mit Zigeunern zu tun hatte und daß es auch deren Kreise gewesen wären, aus denen er sich die dunkelhäutige Frau mit den scheuen Augen, die sein Eheweib wurde, geholt hatte. Aus dieser konnte man nur selten ein Wort herausbringen, sie lebte ganz für sich, und die meisten anderen Menschen hatten Angst vor ihr, ohne einen Grund dafür angeben zu können.

Sicher ist nur, daß das zugeseidelte Paar einen kleinen Hof in der Nähe von Hjärnarps Kirche kaufte und daß den beiden alles flott von der Hand ging. Der Buschschlüpfer war fleißig und verstand sich auf seine Landwirtschaft, war er doch auch aus jenen mageren Gegenden, wo man sich an das wenige gewöhnt hatte und sich nach der Decke streckte. Aber

sofort nach seiner Übersiedlung in die Gemeinde begannen die Diebstähle und Einbrüche in beunruhigender Weise zuzunehmen. Man vermutete, daß es oben auf dem Landrücken den Zigeunern zu eng zu werden begann, deren junge Bengels immer zahlreicher heranwuchsen — die Weiber der Zigeuner kamen regelmäßig jedes Jahr einmal nieder — und daß sie deshalb gezwungen waren, ihre nächtlichen Streifzüge immer weiter herab nach dem Kirchendorf und der Ebene zu erstrecken. Vorrathshäuser und Speicher wurden aufgebrochen und ausgeraubt, Tiere verschwanden spurlos von der Weide — es war ein Elend, und der Buschschlüpfer selbst beklagte sich, daß er eines seiner besten Stierkälber losgeworden wäre. Es dauerte lange, ehe sich der Verdacht auf den neu Zugezogenen richtete, und dann dauerte es noch eine geraume Zeit, bis der Bezirksamtman Hallberg seinen Verdacht bestätigt erhielt, und schließlich noch einige Zeit, bis der Arm des Gesetzes den Buschschlüpfer erwischte. Als es so weit war, wurden sowohl der Buschschlüpfer wie sein Weib damals in Ängelholm in Haft genommen und nach genauer Untersuchung und Urteilsfällung, wobei ihnen eine ganze Reihe von Diebstählen nachgewiesen und noch viel mehr ohne ausreichenden Beweis zur Last gelegt werden konnten, in das Gefängnis nach Kristianstad befördert, wo sie übrigens wegen ihres mustergültigen Verhaltens ein gutes Zeugnis erhielten — als Ordnungsmenschen in ihrer Art.

Diese ihre Betriebsamkeit und Gewissenhaftigkeit war es, die es möglich machte, daß sie solange unentdeckt bleiben konnten. Nichts kann das besser beweisen als die lehrreiche Geschichte, wie der Buschschlüpfer den Halla-Ola, den unmittelbaren Nachbar, dazu brachte, Schweine auf dem Markt von Bostad zu verkaufen. Die soll hier erzählt werden, ohne alle Ausschmückungen, und fragt jemand, wer für ihre Wahrheit bürgt, so sei ihm zur Antwort gegeben, daß der Buschschlüpfer selbst in einer vertraulichen Stunde dem ältesten Sohn des Wirtes enthüllt hat, wie alles zugegangen war, denn er war all der Übertreibungen und Verzerrungen, die seine Taten im Volksmund erfahren hatten, bereits müde geworden. Der Buschschlüpfer hielt peinlich auf Genauigkeit und Verlässlichkeit. Von Carl Ekbergs Erinnerungsvermögen aber kann man ruhig behaupten, daß es zu den verlässlichen gehört. Die historische Quellenkritik hat selten soviel Anlaß zu schweigen, wie bei dieser Erzählung.

Halla-Ola, der ein wohlhabender, aber nicht allzu heller Bauer war, hatte für Weihnachten zwei Schweine geschlachtet. In der Nacht darauf schien seiner Frau, daß sie Gepolter im Hause hörte. Sie weckte ihren Mann und wisperte: „Ich glaube, es sind Diebe in der Küche. Steh auf und sieh nach.“ „Das sind bloß die Ratten“, meinte der Alte, der seine Ruhe liebte. Aber das Weib gab nicht nach, bis es ihn schließlich so weit hatte, daß er aufstand. Er

steckte die Füße in ein Paar Holzschuhe. Aber da klagte die Frau: „Du Schafskopf! Ola, barfuß mußt du gehen, wenn du dich an die Diebe heranschleichen willst.“ Vielleicht war Ola gar nicht so sehr daran gelegen, ohne Warnung den Messern der Zigeuner allzu nahe zu kommen. Sachte und vorsichtig öffnete er die Türe zur Küche und ebenso sachte und vorsichtig drückte sich der Buschschlüpfer hinter die knarrende Türe. Die Deziembarnacht war dunkel, Halla-Ola stand eine Weile und lauschte, aber kein Ton war zu hören. Die beiden Körper der Schweine schimmerten freundlich und getrost als weiße Flecken an der Wand und durch eine Fuge der gesprungenen Tür beobachtete der Buschschlüpfer, der mit dem Messer in der Hand dort stand, wie Halla-Ola aufatmete. Nach einer Weile zog Ola die Türe wieder zu und latschte zurück. „Es war nichts, es waren nur die Ratten“, sagte er zu seiner Frau. Der Buschschlüpfer ließ sie ruhig wieder einschlafen, schnitt die Schweine von der Wand, nahm sie mit sich durch das Fenster und verschwand.

Am Morgen darauf fuhr der Buschschlüpfer auf den Markt nach Bostad, um Schweinefleisch zu verkaufen. Er hatte nur ein Pferd und das ging nicht so rasch, so daß er auf der Fogdarpshöhe von Halla-Ola eingeholt wurde, der zwei Pferde hatte. Ola beklagte sich über das Unglück, das ihn in der Nacht betroffen hatte: die Zigeuner wären in seiner Küche gewesen und hätten ihm die Schweine gestohlen, nun sei er

gezwungen, Schweinefleisch für Weihnachten auf dem Markt zu kaufen. Der Buschschlüpfer war entsetzt über die Schlechtigkeit der Menschen und versuchte Ola nach bestem Vermögen zu trösten: „Da wir nun einmal Nachbarn sind, Ola, will ich dir einen Teil von meinem Schweinefleisch zu billigem Preis verkaufen.“ Ola dankte und sie fuhren gemeinschaftlich über die Nöttebackar hinunter. Als sie auf dem Markt ankamen, stellten sie ihre Wagen nebeneinander auf und halfen sich gegenseitig mit dem Wechselgeld beim Handel aus. Es war ein kalter und windiger Wintertag und sie kamen überein, abwechselnd in die Kneipe zu gehen und sich zu wärmen, während immer der andere den Verkauf machen sollte. Der Buschschlüpfer ging zuerst hinein, um einen Kaffee zu trinken, und er gab Halla-Ola genau Bescheid, wieviel er sowohl für die Seitenstücke, wie die Rumpfstücke und die Schinken verlangen sollte — dabei konnte Ola übrigens selbst sehen, daß er seinen eigenen Weihnachtsschinken wesentlich billiger bekäme als die Bostadsbewohner den ihren. Ola entledigte sich des Auftrages auf das beste, die Schweine gingen flott weg, denn sie waren wirklich gut, und als der Buschschlüpfer zurückkam, bekam er sowohl die Noten wie das Silbergeld ausgehändigt. Aber jetzt war die Reihe an dem Buschschlüpfer, sich der Kartoffeln und des geschlachteten Kalbes Olas anzunehmen, während der Eigentümer seinen Grog trank. Und das ging gleichfalls nicht so

schlecht, denn der Buschschlüpfer war ein pünktlicher und flinker Kaufmann. Als sie am Nachmittag wieder ihre Pferde vor die Wagen spannten, stimmten sie darin überein, daß sie niemals einen angenehmeren Markttag gehabt hätten, und der Buschschlüpfer lud beim Aufbruch den Ola noch auf einen Schnaps für die Reise ein, um dessen brennenden Schmerz über den nächtlichen Verlust zu lindern.

„Es gibt doch wahrlich nichts, das über gute Nachbarschaft geht“, erklärte der Buschschlüpfer, als sie sich trennten, und Halla-Ola bekräftigte es mit gutmütigem Nicken.

Aber auch des Buschschlüpfers vortreffliches Ansehen konnte auf die Dauer nicht standhalten, und es kam der Tag, da der Bezirksamtman Hallberg und seine Polizeileute sich nicht mehr damit begnügten, den Kreis um ihn immer enger zu ziehen, sondern wo sie ihn jagten wie ein wildes Tier. Wenn es Haut und Freiheit gilt, wird ab und zu auch der Friedlichste rücksichtslos, und der Buschschlüpfer offenbarte dabei ganz neue Seiten seines Charakters. Einmal, als der Amtmann ganz dicht hinter ihm her war — des Buschschlüpfers Weib auf dem Hofe war bereits verhaftet worden, denn ganz unten in ihrer Truhe hatte man endlich das Leinenzug der Frau Pfarrer gefunden, das auf der Bleiche weggetweht worden war —, schlich er sich hinein in eine der Hütten bei Verbäckshult. Das war an einem Frühlingsabend in der Dämmerung und der Amtmann hatte seine Leute rings als Posten

aufgestellt, so daß der Buschschlüpfer umringt war. „Nun machen wir, meiner Seel', Schluß mit dem Wettrennen über die Heidehügel“, schwur der Amtmann, und gefolgt von ein paar handfesten Leuten begann er genau den ganzen Hof abzusuchen. Er sah in den Rälberverschlag und den Schweinekoben, er breitete das Heu aus und stach mit Gabeln hinein, er durchsuchte sogar eine Düngerfuhre, es gab nicht einen winzigen Fleck auf dem Hof, den er nicht durchstöberte. Allein der Buschschlüpfer war nicht zu finden. Der Amtmann stieg auf einen Holzstoß, von wo aus er das ganze Schlachtfeld überblicken konnte wie ein General hoch oben von einer Windmühle, und schickte seine Polizisten in das Wohngebäude hinein mit dem Auftrag, auch nicht die Schornsteine ununtersucht zu lassen, hinter deren Klappen der Bursche verborgen sein könnte. Aber nichts war zu finden, und das hochbejahrte Greisenpaar, das bereits zu Bett gegangen war und, unter dem Federbett liegend, die Augen vor Schreck aufsperrte, war keines Wortes mächtig, als nach dem Buschschlüpfer gefragt wurde. Nachdem sich die Polizisten auch noch auf den Boden niedergelegt und sich vergewissert hatten, daß unter dem Bett niemand lag, kamen sie ratlos und enttäuscht wieder heraus zum General, der gleich einer Statue auf seinem Holzstoß stand und noch immer Ausschau hielt in die zunehmende Dämmerung. Unter Flüchen und Gezänk begaben sie sich vom Hofe weg, um die Fahndungen in der Richtung nach Tiarp

fortzusehen; alle außer dem Amtmann, der im letzten Augenblick sich rasch hinter dem Brunnenbottich niederwarf und, mit dem Finger auf dem Mund, dort liegenblieb. Er hatte es nicht übel getroffen, der Hallberg, denn eine Weile später, als es schon kohlschwarze Nacht war, sprang er wie ein Tiger auf und hatte seine Finger in den Lodenrock des Buschschlüpfers. Gewiß gab dieser einen Augenblick nach und ein Ärmel rutschte herunter. Aber das half wenig, denn der Amtmann umfaßte den Leib des Buschschlüpfers und drückte ihn härter als jemals ein dralles Bauernmädchen von seinem Geliebten gedrückt worden ist. Der Buschschlüpfer wurde rot und warm, daß ihm der Schweiß über die Wangen rann. „Wo, zum Teufel, hast du in dem Haus gesteckt?“ schrie der Amtmann, aber der Buschschlüpfer wollte nicht antworten. Erst als die Handschellen festsaßen, stolperte der alte Bauer in seiner Nachtmütze heraus auf den Hofplatz und erzählte, wie es zugegangen war. Der Buschschlüpfer war in die Stube hereingestürzt gekommen und hatte sich mit einem Sprung auf das Bett geworfen, zwischen Mann und Frau liegend das Federbett über sich gezogen, sein langes Gbingemesser hervorgezogen und geschworen, es demjenigen zwischen die Rippen zu stoßen, der ihn mit einem Wort verraten würde. Sein Versteck war der einzige Winkel auf dem Anwesen, wo die Verfolger nicht mit Heugabeln hineinstachen, und als die Polizisten ihre Fragen an die Alten richteten, spürten diese

die Spitze des Messers auf ihrer Haut kitzeln und konnten kaum ein verständliches Wort herausbringen. Der Buschschlüpfer hörte die Geschichte mit Fassung an und strich sich mit einem Ärmel über die Stirne — die Hände hatte er nicht frei —, indem er bemerkte: „Es waren Gänsebaunen in dem verdamnten Federbett.“

„Ja, was! Das seid ihr nicht gewöhnt in Gänge! Wärfst du doch noch drunter geblieben!“ antwortete der Amtmann.

3.

Es war nicht leicht, dem Buschschlüpfer auf den Grund zu kommen. Wer sich streng an die Wahrheit hält, bekommt vielerlei Einzelheiten zu wissen, die gar nicht zueinander passen. Im Gefängnis zu Kristianstad war man sehr zufrieden mit dem Buschschlüpfer und seinem Weib, und niemand sah das Verhältnis zwischen den beiden anders an, als daß es in Ordnung sei. Aber als nach einiger Zeit offenbar wurde, daß die schweigsame Frau ein Kind bekommen sollte, tat sie dem Gefängnisgeistlichen leid, und er versuchte, zu erwirken, daß sie begnadigt würde, so daß das Kind nicht das Licht der Welt durch ein Zellengitter erblicken mußte. Dazu jedoch war eine Formalität erforderlich, nämlich daß der Buschschlüpfer seinen Namen unter ihr Begnadigungsgesuch setzte. Das aber verweigerte er.

„Wir sollen einander in Not und Freude folgen, wurde uns in der Kirche gesagt. Sie braucht nicht früher herauszukommen als ich.“ Das war des Buschschlüpfers Bescheid und dabei blieb es.

Als sich die Pforten öffneten, kamen ihrer drei heraus, obgleich sie zu zweit hineingegangen waren. Der Hof zu Hjärnarp wurde verkauft und das Paar reiste nach Amerika. Womit sie sich dort beschäftigten, kam nie heraus. Einige glaubten, erfahren zu haben, daß der Buschschlüpfer bei einem Eisenbahnbau beschäftigt war, und man behauptete, daß die Frau — Hulda war ihr Name — eine Kneipe für die Arbeiter unterhielt. Einmal, als der Buschschlüpfer sich eine Flasche Whisky kommen ließ, erklärte er, daß in Kanada die Arbeiter dieses Getränk in unheimlichen Mengen genossen. „Wenn Hulda ein großes Faß bekam, goß sie sofort einen Liter Petroleum hinein, sonst reichte es nicht bis zum Sonnenuntergang“, fügte er hinzu, wollte aber hernach nicht mehr weiter auf die Sache eingehen. Wie immer er indes mit seinem Pfunde in Amerika gewuchert haben mag, ob er es in Eisenbahnerwhisky oder in andere Werte umsetzte, unbestritten ist, daß die beiden nach zehn Jahren bedeutend vermögender zurückkamen als sie weggefahren waren, und daß sie sich just in Hjärnarp niederließen, wo die Erinnerung an den Meisterdieb noch in voller Blüte stand.

Die Bewohner des Kirchspiels waren nicht erfreut darüber. Aber als einige Jahre vergangen waren,

galt es als allgemein verbreitete Überzeugung, daß niemand über Oke Göransson beunruhigt zu sein brauchte — seine Wege lagen nunmehr im vollen Licht des Tages. Sicherlich wurde er weiter der Buschschlüpfer genannt, aber gerade dieser Umstand verlieh seiner neuen, untadeligen Lebenshaltung um so schärfere Umrisse: Würde man sich den artigen, schicklichen, beinahe mustergültigen Mann, Hals über Kopf fliehend, das Messer in der Hand, vorstellen können? Unmöglich. Es war nichts anderes zu tun als diese Dinge auf sich beruhen zu lassen. Durch die Logik einer eigentümlichen Kontrastwirkung wurde erwiesen, daß der Buschschlüpfer über allen Verdacht erhaben war. Seine Ehrlichkeit war in gewisser Beziehung erhärteter als die anderer. Man kann ja im allgemeinen nie richtig sicher sein, was Menschen unternehmen. Aber daß der Buschschlüpfer nicht stahl, war ein Grundsatz geworden. Das hatte er bereits versucht und es dann für alle Zukunft unterlassen.

Von dem praktischen Gesichtspunkt betrachtet, der im allgemeinen den Bedingungen des menschlichen Zusammenlebens zugrunde gelegt wird, gab es solcherart nichts Zweideutiges oder Mysterieses im Leben des Buschschlüpfers. Er bebaut seinen Boden, bezahlte seine Steuern, ging freundlich mit seinen Mitmenschen um, und als er so alt und gebrechlich wurde, daß er ein Gespann nicht mehr bewältigen konnte, übersiedelte er in ein Haus in Rebbelberga, wo er umherging und Rosen für den zierlichen Begräbnis-

platz pflanzte, den er als letzte Ruhestätte für sich und seine Frau gekauft hatte. Aber wie stand es um den Buschschlüpfer, von dem theoretisch-moralischen Gesichtspunkt betrachtet? War er ein bekehrter und frommer Mann, oder guckte nicht doch der Teufel aus all seiner Ordentlichkeit? Hatte er die Sünden seiner Jugend bereut, war er ein Büßer oder war es nur weltliche Klugheit, die ihn veranlaßt hatte, seine Lebensgewohnheiten zu ändern und seine Rechtsbegriffe denen seiner Umgebung anzupassen? Niemand weiß es. Manchmal kommt es mir vor, daß man statt dessen fragen könnte: Hat der Mensch eine Seele? Oder ist er bloß ein Spiel von Instinkten, ein Produkt von Umständen, eine mechanische Puppe, die sich solange rührt, bis die Feder nachläßt? Ich kann es nicht glauben. Ich kann niemals den Gedanken aufgeben, daß jeder Mensch ein Mysterium ist, das irgendwann einmal geklärt werden wird, so daß das Unvollkommene einen Sinn, das Groteske und Lächerliche einen vernünftigen Zusammenhang, das Böse seine Lösung und das Gute seinen ewigen Wert bekommen wird. Ich glaube, daß auch der Buschschlüpfer ein Mysterium war, obgleich der Schlüssel zum Geheimnis auf dem Boden verlorengegangen ist, auf dem wir leben. Deshalb habe ich mich niemals dazu verstehen können, über die Geschichte des Buschschlüpfers zu lachen.

Es geschah vielleicht in vollem Ernst, daß er seine Kartenspiellakademie am Räglebach abhielt, als ein

naiver Versuch, den jungen Leuten die Buchstaben der Lektion seines Lebens beizubringen und zu deuten. Eines Nachts begleitete er einen seiner jungen Freunde den Bach entlang — die Karten waren eingesammelt und die Gesellschaft auseinandergegangen — und das Gespräch drehte sich darum, was man im Leben zu bereuen habe. Es ging um weltliche Dinge und man redete vom Holzschlagen und vom Holzverkauf, wobei die Worte etwa so fielen: Verkauft Nils Andersson den Buchenwald bei Simontorp, so tut er etwas, was er noch einmal bereuen wird. Oke Göransson blieb stehen und brach plötzlich aus:

„Weißt du, was ich von allem, das ich in meinem Leben tat, am meisten bereut habe?“

Das war eine schwierige Frage, wenn sie von einem Mann aufgestellt wurde, der den Beinamen der Buschschlüpfer führte, und Carl Ekberg zog es vor, zu schweigen. Aber der Buschschlüpfer ließ nicht locker, sondern fuhr fort:

„In einer Sommernacht vor vielen Jahren beging ich einen Einbruch in einen Kaufmannsladen bei Ost-Rarup und stahl Waren im Werte von vielen hundert Kronen. Ich belud damit meinen Wagen, den ich auf dem Bergrücken versteckt gehabt hatte, und fuhr heim. Als es zwei Uhr nachts war, kam ich gerade diese Straße hier entlang. Dort drüben, gerade vor dem Gasthof meines Vaters, stand ein Wagen voll von Leitern und Trögen. Es war ein Smoländer oder Göinger, der auf dem Wege in die Ebene war. Der

Mann selbst, ein armer Teufel, lag und schlief in seinem Wagen. Die Stiefel hatte er ausgezogen und ins Heu gelegt. Als ich vorbeifuhr, streckte ich die Hand aus, ohne mich von meinem Sitz zu erheben, und nahm die Stiefel mit. Das ist es, was ich von allem, das ich in meinem Leben getan habe, am meisten bereut habe. Und darum gebe ich dir auch jetzt nicht die Hand, sondern gehe heim und lege mich nieder."

Mit diesen Worten wandte er sich um und ging den Weg zurück, den Bach entlang.

Fräulein Isabella

vom Pfarrhof in Binninge

1.

An einem klaren Herbstmorgen — es war an einem der ersten Tage im September des Jahres 1892 — stand der alte Sören Backe oben auf dem Kleeanger gegenüber dem Gasthof Margretetorp am Abhange des Hallandsberggrückens und horchte auf die Hufschläge, die vom Norden her auf der Landstraße vernehmbar wurden. Sie kamen immer näher und schließlich nahmen seine schon etwas alterstrüben Augen einen Schimmel wahr. Der Reiter trug einen Strohhut und Sören überlegte, wer das wohl sein könnte. An der Brücke angelangt, hielt der Unbekannte das Pferd an, schwenkte von der Straße ab, ritt die Böschung hinunter zwischen den Erlenbüschen und hinein in den Bach. Das schwarze Wasser mit seinen weißschäumenden Rändern umspielte gurgelnd die Beine des Schimmels, der Reiter beugte sich nieder und lockerte den Satteltgurt, das Pferd senkte das Maul in den Bach und trank gierig, während eine weißbehandschuhte Hand seinen Hals klopfte.

Das war recht, dachte Sören Backe, der ein Herz für Tiere hatte. War das Pferd die meilenlange Steigung bei Ost-Rarup heraufgekommen, über die trockenen Heiden und Wacholdergebiete oben auf der Ruppe gelaufen und dann längs des gewundenen

Tales auf der schonensischen Seite herabgetraht, dann mußte es Freude daran haben, kaltes Wasser um seine Hufe und Nüstern zu bekommen; und das trinkt sich viel schmachhafter, wenn der Gurt nicht so sehr ange-spannt ist, das ist gewiß und wahr, murmelte Sören vor sich hin, und nestelte an seinem Leibriemen wie aus instinktivem Mitgefühl. Das ist ein Christenmensch, der dort im Sattel sitzt, aber warum trägt er einen Strohhut?

Sören war neugierig geworden, und nachdem er die letzte Kuh an Ort und Stelle gebracht und den Halfterpfahl in den Kleeboden gerammt hatte, drückte er sich sachte an den Bach heran, den Schlegel noch in der Hand. Vielleicht war es ein Reisender für den Gasthof, und dann war es ja auf jeden Fall seine Aufgabe, sich des Pferdes anzunehmen.

Als er zur Brücke kam und über die Brüstung hinabsah, merkte er, daß um den Strohhut ein blauer Schleier flatterte. Das Pferd warf den Kopf hoch und wieherte, während der Reiter dem alten Stallwärter ein rosiges Antlitz mit braunen Augen und schwarzen Locken zuwandte. Herrgott, das ist ja ein feines Fräulein, dachte Sören, wenn sie auch rittlings auf dem Pferde sitzt wie ein Mann. Die schwarze Reittracht hatte weiße Flecke auf Oberarm und Schultern — die rührten vom Schaum des Pferdes her, das einen langen Morgenritt hinter sich haben mußte. Rund um den Hut und Schleier flitterten Spinnwebfäden, die die klare Herbstluft oben auf der

Seide zugetragen hatte. Die stattlichen Satteltaschen waren vollgefüllt mit Heidekraut, das auf der letzten Raststelle oben auf dem Berggrücken gepflückt worden sein mußte. Die ganze Landschaft dort oben war ja jetzt ein einziges lilawogendes Meer. Eine verirrte Biene kroch gerade über den Sattelknauf. Die Reiterin nahm sie vorsichtig auf ihren Handschuh, hob die Hand hoch in der Richtung gegen Sören und ließ sie fliegen. Zwischen den Knöpfen ihrer Reittracht steckten Rippen von Geißbart, die sich weiß wie Leinen von dem schwarzen Grund abhoben. Als Sören richtig klar wurde, was ihm da in die Augen stach, meinte er: Wunderliche Einfälle haben diese vornehmen Leute manchmal! Jetzt gewahrte er auch, daß das Mädchen schön war wie der Tag, daß ihre Wangen glühten und die Augen von einem unbekanntem Feuer leuchteten. Zudem sah er — als sie lächelte und ihm zunicke —, daß sie Brombeeren gegessen und schwarzrote Flecke auf den Lippen bekommen hatte. Eine grüne Ranke hatte sich am Saum ihres Kleides verfangen.

„Guten Tag, Sören. Kennst du mich nicht mehr?“

Sören hätte fast den Schlegel fallen lassen; er strich sich verlegen über die grauen Bartstoppeln.

„Wahrhaftig nein, aber ich sehe auch nicht mehr so gut, Sie müssen entschuldigen.“

„Sultana müßttest du doch wenigstens wiedererkennen, die hat ja mehr als ein Maß Hafer im Stall von Margretetorp gefressen.“

„Gott helfe mir, richtig, das ist Sultana, das gute Tier. Das erste, worauf man blind wird, sind meistens die Augen, sagte immer unser seliger Wirt. Dann aber sind Sie ja die Isabella vom Pfarrhof Vinninge, das Fräulein Isabella, wollte ich sagen. Wie sind Sie groß und stattlich geworden! Wenn Sie die vier Meilen in diesen Morgenstunden geritten sind und Sultana noch so frisch aussieht wie jetzt, dann darf man Roß und Reiter loben — das hätte ein alter Dragoner nicht besser machen können.“

„Das stimmt, Sören“, nickte das Mädchen. „Frau Ekberg ist wohl drinnen im Gasthof? Ich möchte sie sprechen. Sie ist doch nicht fort?“

„Sitzt der Hahn noch auf dem Kirchturm zu Vinninge?“ grinste Sören. „Ebenso selten fliegt unsere Frau aus.“

Fräulein Isabella ritt quer durch den Bach und die gegenüberliegende Uferböschung wieder hinauf. Dort stieg sie ab und Sören führte Sultana an der Trense weiter, während er in der linken Hand immer noch den Schlegel hielt. In sachtem Schritt betraten die drei den Wirtshof. Als Isabella auf der Treppe stand und eine schwarze Haarlocke zurechtrichtete, die sich gelöst hatte, war Sören mit dem Pferde schon unterwegs nach dem Stall, um dieses dort mit einem trockenen Strohbüschel abzureiben und mit Klee und Hafer zu füttern. In einer Stunde sollte der Ritt weitergehen, hatte das Fräulein gesagt.

Die Mädchen, die sich neugierig am Küchenfenster drängten, hatten Frau Ekberg verständigt. Diese kam heraus und hieß Fräulein Isabella willkommen. Sie führte ihren Gast durch den Saal, wo der Tisch für die Reisenden gedeckt war, hinein in die große Stube, die den Freunden des Hauses und den vornehmeren Reisenden vorbehalten war. Denn Frau Ekberg war mit den Pfarrersleuten von Binninge sehr gut bekannt. Pfarrer Schröder und seine Frau standen im Rufe, zu den frömmsten und strengsten Kirchenleuten im Halland zu gehören. Ihre Ehe war kinderlos, aber vor knapp zwanzig Jahren hatten sie in Gottenburg ein kleines schwarzhaariges und klaräugiges elternloses Mädchen unbekannter Herkunft adoptiert, das Isabella getauft war und im Laufe der Zeit ihnen soviel Freude und soviel Kummer bereitet, daß der friedliche Pfarrhof Binninge in seinen Grundfesten wie von einem Erdbeben erzitterte. Wie schwach sie ihr gegenüber waren — der gemessene stille Herr Pfarrer, der immer ein leises Zittern von Bekümmertheit in der Stimme hatte, und die glatt gekämmte rundliche Frau Pfarrer, die zu Boden sah, wenn sie sprach, und nur ab und zu ihre funkelnden Sternenaugen aufschlug —, kann man daraus schließen, daß sie ihrem Wildfang ein Reitpferd gekauft hatten, einen der schönsten Schimmel, die es jemals auf Schloß Skottorp gegeben hatte. Nicht als ob die materielle Ausgabe sie beschwert hätte, denn sie hatten genug von den Gütern dieser Welt. Aber etwas anderes hatte

ihnen schwere Sorge bereitet, nämlich ob eine ernsthafte Christin und die Tochter eines Dieners des Herrn das Recht habe, über Strandwiesen zu galoppieren und an Reitjagden halländischer Herrenhofbesitzer teilzunehmen, noch dazu im Herrensattel, mit geteiltem Rock. Pfarrer Schröder hatte unter Gebet und nächtlichem Wachen die Schriften studiert, aber weder in der Bibel noch in Schartaus großer Katechese ein Wort finden können, das als Verbot gedeutet werden konnte, und eines Morgens war er verklärten Gesichts aus seiner Studierstube gekommen mit der Botschaft, daß Reiten keineswegs als Sünde betrachtet werden könne, daß es vielmehr zu den Abiaphora gehöre. „Dank, guter Vater!“ lispelte die Frau Pfarrer mit dem Blick auf die Hasergrüße — sie saß bereits am Frühstückstisch —, mit „Vater“ meinte sie den, der die Frommen aus des Zweifels Bängnis befreit hat. „Dank, guter Vater!“ jubelte Isabella und schlug die Hände zusammen — und mit „Vater“ meinte sie den Pfarrer Schröder. Tags darauf kam der Bediente von Schloß Skottorp vor dem Garteneingang des Pfarrhofes mit Sultana an, die den weißen Flieder beschnüffelte, als Isabella herausstürzte und die Arme um den feinen grauen Hals des Tieres schlang.

Das lag jetzt ein Jahr zurück und auf Margretetorp kannte man sowohl Sultana wie Fräulein Isabella. Frau Ekberg hatte in der großen Stube decken lassen und leistete ihrem Gast Gesellschaft, wobei sie aufmerksam das warme Mädchenantlitz betrachtete. Ähnlich

wie dem Sören Backe schien auch ihr, daß Isabella wunderbar schön geworden sei. Im Gegensatz zu jenem behielt sie das aber für sich. Auch sie fand ein seltsames Feuer in den Augen des Mädchens. Es war keine Ruhe darin. Das Essen nahm sie zwar mit Appetit ein, die Sahne aber verschüttete sie auf dem Tischtuch und zwischendurch warf sie einen verstohlenen Blick nach der Wanduhr.

„Wann ritten Sie von daheim weg, Isabella?“ fragte Frau Elberg.

Seit sechs Uhr morgens habe sie im Sattel gefessen, versicherte sie, leuchtend vor Stolz. Sie hatte Sultana eine Stunde hindurch traben lassen, dann war sie abgesprungen und eine halbe Stunde marschirt, während der Gaul im Schritt neben ihr ging, und auf diese Weise hatte sie es den ganzen Morgen und Vormittag getrieben, genau wie eine Reiter Schwadron, die Eilmärsche zurückzulegen hatte. Oben an dem kleinen Fluß, der die Grenze zwischen Schonen und Halland bildet, hatte sie eine Weile gerastet und ein paar Stück Kaffeegebäck gegessen, das sie zu sich gesteckt hatte, als sie beim Aufbruch am Speisekammerfenster vorbeikam. Weiter hatte sie nichts zum Essen bei sich — was Wunder, wenn sie hungrig war! Daheim hatte niemand eine Ahnung, daß sie sich zu einer längeren Tour aufgemacht hatte — sie hatte das Pferd selbst gesattelt, und die würden sicher glauben, daß sie nur auf ihrem gewöhnlichen Morgenritt sei. „Und dabei ist Sultana gar nicht müde. Sören Backe sagt, daß sich

die Beine noch weich in den Gelenken anfühlen. Sie schafft sicher noch eine Meile.“

„Da soll es wohl nach Munka Ljungby gehen“, meinte Frau Ekberg, denn sie wußte, daß Pfarrer Schröder dort auf dem Pfarrhof Verwandte hatte und daß die Pfarrersleute von Vinninge öfter dorthin fahren.

„Ja, ja, Frau Ekberg, sagen Sie das nur, wenn Vater und Mutter kommen“, kam es fliegend von Isabella. Sie war von ihrem Stuhle mit blitzenden Augen aufgesprungen, die Serviette warf sie zu Boden. „Das war es just, worum ich Sie bitten wollte, Frau Ekberg, ich wußte nur nicht, wie ich es herausbringen sollte. Liebe, gute Frau Ekberg, sagen Sie nur, ich wäre auf dem Wege nach Munka Ljungby zu Onkel und Tante!“

Frau Ekberg sah betroffen auf das Mädchen, dessen rosige Wangen immer bleicher wurden und dessen Griff die Sessellehne umspannte.

„Ist das am Ende nicht wahr, Fräulein Isabella?“

Im nächsten Augenblick lag Isabella auf dem Boden auf ihren Knien, das Angesicht im Schoße von Frau Ekberg. Es schüttelte sie vor Weinen, und Frau Ekberg versuchte, sie zärtlich aufs Haupt zu klopfen, konnte aber wegen des steifen Strohhutes, der langen spitzigen Nadeln und des blauen Schleiers nicht herankommen. Statt dessen strich sie der Weinen den freundlich über die feinen Schulterblätter, die sich wie Engelschwingen unter dem Schwarz des Reit-

kleides abzeichneten. Isabella hob ihr weinendes und zugleich tröstlich lachendes Gesicht und voll Seligkeit und Schreck, unterbrochen von kurzen kindlichen Schluchzern, rief sie:

„Nein, nein, liebe Frau Ekberg, ich bin nicht auf dem Wege nach Munka Ljungby — ich bin ausgerückt von daheim, und Sophus erwartet mich in Angelholm; wir wollen nach Dänemark fliehen und dort glücklich werden. — Wenn Sie ahnten, Frau Ekberg, wie er mich liebt! — Aber Vater und Mutter sind so grausam, so engherzig! Sie haben mir verboten, mich mit Sophus zu treffen, und darum verlassen wir alles! Liebe, gute Frau Ekberg, ich bin so unglücklich! Nein, ich meine es nicht so. Ich bin glücklich, ich fühle, daß ich glücklich werde, denn ich liebe Sophus. Niemals in aller Ewigkeit kann ich jemand anders lieben als Sophus. Frau Ekberg, Gott will, daß ich Sophus liebe und daß ich ihn rette, wie Sophus mich rettet. Sagen Sie nichts davon, daß ich nach Angelholm reite, sagen Sie, daß ich in Munka Ljungby bin — dann erreichen wir, ich und Sophus, noch die Fähre nach Helsingör um zwei Uhr, und dann sind wir frei!“

„Wer ist Sophus?“ fragte Frau Ekberg. Aber Isabella schien die Frage nicht zu hören, sie war von neuem ins Schluchzen geraten und preßte noch tiefer ihr Gesicht in die Knie von Frau Ekberg.

„Wer ist Sophus? Das ist doch nicht der Graf Sommervogel von den schonenfishen Husaren“, fragte Frau Ekberg ganz ruhig.

„Doch, doch“, weinte Isabella überlaut.

„So“, sagte Frau Ekberg. „So“.

Sie fuhr noch eine Weile fort, den jungen Rücken zu streicheln, der nach und nach wieder zur Ruhe kam.

„Fräulein Isabella, stehen Sie jetzt auf und kommen Sie mit mir in die blaue Stube. Dort gibt es frisches Wasser für die Augen, ein reines Handtuch und einen Kamm. Dann bekomme ich vielleicht auch etwas darüber zu hören, was es mit dem Grafen Sommervogel auf sich hat.“

Es war nicht schwer, die Geschichte herauszubekommen. Isabella beehrte nichts sehnlicher, als ihr Herz ausschütten zu können.

Die Bekanntschaft war nicht so jung wie Frau Ekberg befürchtet hatte. Sie ging zurück bis in Isabellas erste Mädchenzeit, denn da wurde Graf Sophus von Sommervogel, ein verdorbener und unlenksamer siebzehnjähriger Bengel, der mit etwas dänischem Akzent redete, von seinen vornehmen Verwandten auf den Pfarrhof Binninge in Kost und Pflege gegeben, damit er unter der ernstesten Leitung von Pfarrer Schröder spät, aber doch zum ersten heiligen Abendmahl vorbereitet werde. Daß er der Ordnung und Zucht bedurfte, war unbestreitbar, ein paar Schulen in Dänemark und Schweden konnten das bezeugen. Pfarrer Schröder und seine Frau taten auch ihr bestes und es schien ihnen, als ob ihr Werk über Erwarten glückte. Der Junge begann den Tag im Kreise der

Hausbewohner mit Bibellesen und Gebet und beschloß ihn mit Psalmgesang. Darauf erhielt er eine brennende Kerze in die Hand und ging hinauf unter das Dach in sein Mansardenzimmer, nachdem er versprochen hatte, über dem Licht nicht einzuschlafen und nicht die weißen Florgardinen in Brand zu setzen. Über seinem Bett hing eine riesige, schöne Photographie der Sirtinischen Madonna und auf sein Nachtkästchen hatte die Frau Pfarrer Fjellstedts Bibelwerk und einen Roman von Nathusius gelegt, ein äußerst merkwürdiges Buch, insofern, als es das einzige Werk war, daß durch eine lex in casu von dem schartauansischen Verdammungsurteil über Romane ausgenommen war. Es handelte von Luthers Frau Katharina von Bora. Sophus las es und unterhielt sich über den Inhalt mit der Frau Pfarrer zu deren großer Freude.

Alles machte solcherart einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck. Keins von den guten Pfarrersleuten ahnte, daß Sophus beinahe jeden Abend, sobald die Hütte des Hirten in friedlichem Schlummer lag, über das Fenster Sims heraus und mit unglaublicher Gewandtheit am Birnenspalier herabkletterte, ohne auch nur einen Zweig zu brechen oder eine der schwellenden Früchte zu beschädigen. Unten angekommen, vereinigte er sich mit den halbwüchsigem Rangen des Pächters, die durch einen naturgetreuen Eulenschrei verständigt wurden, und ging hierauf mit ihnen auf nächtliche Streifzüge aus. Für die Eulen,

die sich auf dem Friedhof aufhielten, hegten sie wahrhaftig ein lebhaftes Interesse, und eines schönen Sonntagmorgens, da der Pfarrer in die Sakristei trat, saß eine lebende Eule auf dem Schrank, in dem der Priestertalar hing.

Die einzige, die von Sophus in diese Heimlichkeiten eingeweiht wurde, war die kleine Isabella, die mit Bewunderung und Schrecken zu dem verwegenen Jungen auffah. Nach der Meinung der Eltern war sie wohl geeignet, einen veredelnden Einfluß auf den Wechselbalg auszuüben, und sie wurden oft zusammen mit zwei schmalen Spaten in den Garten geschickt, um Spargel zu stechen — der Pfarrer liebte den Spargel sehr und hatte gefunden, daß der Genuß dieser Gottesgabe zu den Ubiaphora, also den nicht ausdrücklich verbotenen Dingen gehöre. Die Spargelbeete auf Binninge waren auch so reichlich bemessen, daß die Schößlinge sowohl zeitig am Morgen wie spät am Abend gestochen werden mußten. Bis eines Tages die Frau Pfarrer bemerkte, daß Sophus und Isabella in der Dämmerung hinter den Himbeersträuchern verschwunden waren, wo man von ihnen eine ganze Weile nichts sah und hörte — nur der frühe Jagdschrei der Fledermaus unterbrach die Stille. Von diesem Abend an stach sich die Frau Pastor ihre Spargel selbst, und ihre schlimmsten Ahnungen waren nicht ohne Grund, denn die Eulen, die in den alten Büschen an der Friedhofsmauer saßen, hatten mit ihren runden Augen gesehen, wie Sophus

Isabella küßte, die es ein wenig widerstrebend und im Gesicht rot wie Blut geschehen ließ, und wie er ihre lange Flechte auflöste und sein Angesicht in ihren Locken begrub.

Das waren ja sicher alles nur Kindereien, aber Isabella hatte sie niemals vergessen können. Er war manchmal so kühn, daß ihr der Atem stockte und ihre Knie zitterten. Wenn sie während des Hochamtes auf der Bank in der Kirche saßen und er sein Psalmbuch vergessen hatte, dann beugte er sich über sie und sah in das ihre. Dabei fühlte sie unter dem Deckel des Buches seine Finger, die ihr sacht über die Hand strichen. Am Abend lag sie ein paar Stunden wach in Angst und Beben und fragte sich, ob sie eine Sünde wider den Heiligen Geist begangen habe, die niemals verziehen werden könnte. Einmal, da sie ihrer Mutter half, die Wäsche in den Schrank zu zählen, traf er sie im Gang, zog sie an sich und küßte sie lange — sie war wie gelähmt, ihre Schläfen hämmerten, und plötzlich hörte sie der Mutter Schritte. Aber der wilde Sophus lachte nur unterdrückt und leise, langsam zog er die offene Speisekammertür vor die dunkle Ecke, in der sie standen; während Isabella steif vor Schreck stand, ging die Mutter vorbei, ohne etwas zu merken, und verschwand in der Küche.

Pfarrer Schröder und seine Frau atmeten auf, als Sophus Sommervogel sie im Herbst verließ. Sie dankten Gott, daß alles gut gegangen war, und die Frau Pfarrer überreichte dem Scheidenden, als dieser

in den Wagen stieg, eine kleine Erinnerungsgabe zum Abschied. Es war ein Erbauungsbuch, eine Biographie von Joseph, Jakobs Sohn, der als Muster hingestellt wurde für junge Männer von gutem Aeußern, theils wegen seiner fürsorglichen Sparsamkeit, die er während der guten Jahre in Aegypten bewiesen hatte, theils wegen der Standhaftigkeit, mit der er den Versuchungen der Gattin des Potiphar widerstand. Mit ihrer kindlichen Schrift hatte die fromme Frau Pfarrer den hochadeligen Namen des Sophus auf das erste Blatt geschrieben, dazu einen Bibelspruch und zum Schluß die Worte: Vergiß nicht den Pfarrhof Binninge! Im Augenblick des Scheidens hob sie ihre strahlenden Augen zu dem jungen Grafen auf, der sich bereits in der stottorpischen Kalesche zurechtgesetzt hatte, und das erweckte in ihm den Verdacht, daß sie ein wenig mehr gesehen und verstanden, als sie bis dahin gezeigt hatte — er fühlte sich wirklich beunruhigt, nicht wegen der unschuldigen Liebkosungen, die er mit Isabella getauscht, sondern wegen des Milchmädchens vom Pächter, dessen Bekanntschaft er im August in der Mauergrüngrotte gemacht hatte.

Sein letztes Winken aber, als der Wagen wegrollte, galt Isabella, die oben auf der Treppe stand, halb verdeckt durch die rotgewordenen Ranken des wilden Weins, und ein kleines weißes Taschentuch schwenkte. Man muß zugeben, daß Frau Pfarrer Schröder einen recht klaren Blick gehabt hatte, für die Unterwasserklippen, die ihm gedroht hatten. Die Tugenden Josephs

hätte er brauchen können, denn die Lehren des Pfarrhofs Binninge waren bei ihm auf unfruchtbaren Boden gefallen. Aber daß er die Zeit nicht gänzlich vergessen hatte, das zeigte sich sieben Jahre später, als er ganz unvermutet bei einer Reitjagd auf Wallen mit Isabella Schröder zusammentraf. Er war der eleganteste Offizier bei den schonensischen Husaren und der verwegenste Reiter. Die einzige der Damen, die ihm zu Pferde folgen konnte, war Isabella auf ihrer grauweißen Sultana. Sie erinnerte sich an alles, sowohl an die Eule in der Sakristei wie an die Spargelbeete und die Speisekammertür. Das war weiter auch nicht verwunderlich, denn das Leben im Pfarrhof Binninge war nicht so reich an Sensationen und Abenteuern gewesen wie das des Grafen Sophus von Sommervogel. Einige Zeit hernach trafen sie sich wieder auf einem Ball auf Skottorp — Pfarrer Schröder hatte eine ganze Woche standgehalten, ehe er nach schweren Gewissensqualen ihr die Erlaubnis gab, die Einladung anzunehmen, und die Frau Pfarrer hatte sich beim Weggehen Isabellas in ihr Zimmer eingeschlossen, denn sie wollte ihre Tochter nicht in Ballkleidung sehen. Mit rotgeschwollenen, sonst so klaren, schönen Augen war sie mit ihrem Gatten übereingekommen, daß sie niemals mehr irgendwelche Mädchen unbekannter Herkunft mit verborgenen Leidenschaften und sündigen, im Busen schlummernden Begierden adoptieren würden. Zusammen waren sie im Zimmer auf die Knie gefallen und mit mild

zitternder Stimme hatte der Pfarrer den Höchsten gebeten, seine mächtige Hand über das arme Mädchen zu halten. Isabella war dem Weinen nahe, als sie eine Rosenknospe vom Topf des Fensterimses auf ihrem Musselinkleid befestigte. Sah dann aber nichtsdestoweniger in dem schmalen Spiegel, wie entzückend sie war, und die unheimliche, demütigende Wahrheit ist, daß sie, als sie die stattliche Treppe zum Schloß Skottorp hinanstieg, alle Tränen und Kimmernisse vergessen hatte und ebenso sorglos glücklich war wie nur irgendeine der gleichaltrigen Fräulein vom Herrenhof, ein halbes Glas Champagner leerte zur Erinnerung an die Speisekammertür, die ihr Graf Sophus in der unwiderstehlichsten Weise in Erinnerung brachte, einen Kotillon mit ihm tanzte und spät am Abend, als die Jugend im Park herum schwärmte, ihm hinaus unter den wunderbaren und uralten Tulpenbaum folgte — die Sterne schimmerten nur schwach durch das dichte Laubwerk mit den gelbweißen Prachtblüten, und dort lag sie dann in seinen Armen, hingeschmiegt an seine Brust, und beide gelobten sich ewige Treue. Zumindest gelobte es Isabella. Sophus beteuerte, daß er in den sieben Jahren niemanden auch nur halb so sehr geliebt habe wie sie, daß er die eifrigsten Versuche gemacht hätte, sie zu vergessen — das war sicher keine Unwahrheit —, doch ohne daß es ihm geglückt sei, mit Ausnahme ganz kurzer Stunden, und daß er an ihrer Seite bereit wäre, ein neues und besseres Leben anzufangen, zur

Freude seiner bekümmerten Verwandten und seiner unruhigen Gläubiger.

Der blühende Tulpenbaum unter dem Sternenhimmel im Park von Skottorp war der inhaltsreiche Höhepunkt in Isabellas kurzem Leben, und während sie in der blauen Stube auf Margretetorp saß und die still lauschende Frau Ekberg in ihrer Seele lesen ließ, kam sie immer wieder auf diese Stunde heiliger Ekstase zurück — alles andere schien ihr durchaus von untergeordneter und geringer Bedeutung zu sein. Nur im Vorbeigehen machte sie einige flüchtige Andeutungen über die Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, die nun folgten: über des Vaters Verzweiflung und der Mutter Kummer, die kurzen und verwirrenden Zusammenkünfte mit Sophus, die Briefe, die sie gezwungen wurde, in Gegenwart der Eltern zu öffnen und diesen zu zeigen, die niedrigen Beschuldigungen, die auf das Haupt des armen Sophus herniederregneten, die gemeinen Verdächtigungen, er hätte nicht ernste Absichten, die schrecklichen Briefe, die der Vater ihm schrieb, mit dem Verbot für den unglücklichen Sophus, seinen Fuß niemals wieder in den Pfarrhof Vinninge zu setzen oder an sie zu schreiben. Alle, alle hatten sich gegen sie verschworen! Sie wollten beweisen, daß sich zwischen ihr und Sophus eine unübersteigliche Mauer erhob: sein hoher Stand, seine reichen und vornehmen dänischen Verwandten, seine Verschwendungssucht, die ihn von diesen abhängig machte, seine ganze sündige Natur und sein leichtsinniges Wesen, alles stand im

Wege. Sie wäre verloren, wenn sie sich ihn nicht aus dem Sinn schlüge, versicherten sie. Er wäre der Böse selbst, der gekommen wäre, sie zu versuchen. Ach, die Grausamkeit und Verstandnislosigkeit der Menschen war ohne Grenzen. Jene ahnten nicht, daß sie sterben würde vor Kummer und Verzweiflung, wenn sie von ihm ließe, und daß umgekehrt er in Sünde und wildem Aufruhr untergehen würde, wenn er sie verlöre — vielleicht würde er sich ganz einfach eine Kugel vor den Kopf schießen; einmal hatte sie das in seinen Augen deutlich lesen und hinter seinen dunklen Worten vernehmen können. Es war einfach Gottes Wille, daß sie Sophus rettete; es war der tiefste Inhalt jenes Empfindens, das sie erfüllte, als sie in seinen Armen unter dem Tulpenbaum lag, von den Sternen hatte es ihr entgegengestrahlt und als Gottes Stimme war es in ihrem Herzen erklingen.

Weiß im Gesicht, die schwarzen Locken aufgelöst um die schmalen Wangen — den Hut hatte sie abgelegt —, stand sie dort drinnen in der blauen Stube und begegnete, ohne zu zucken, dem Blick von Frau Ekberg.

„Frau Ekberg, habe ich nicht recht? Was sind Geburt und Stand, wenn man liebt? Dort an der Wand hängt das Porträt Ihrer Tante, Frau Ekberg. Wurde die nicht glücklich mit dem britischen Edelmann Saint-George? Hielt deren Liebe nicht der Prüfung stand? Helfen Sie mir, Frau Ekberg, halten Sie zu mir. Retten Sie mich.“

Frau Ekberg schwieg.

„Frau Ekberg, was ich unter dem Tulpenbaum im Park empfand, das war etwas Ewiges und Wahres. Die Stimme des Gefühls ist Gottes Stimme. Frau Ekberg, habe ich nicht recht?“

Es war Frau Ekberg nicht möglich, die Fragen länger unbeantwortet zu lassen. Aber sie sprach in einem tiefen und ganz alltäglichen Ton, es war, als ob sie sich absichtlich außerhalb der feierlichen Stimmung stellte.

„Wissen Sie, Fräulein Isabella, ich glaube, das kommt ganz auf die Umstände an, und die kenne ich viel zu wenig. Den Grafen Sommervogel habe ich nie gesehen, wenngleich ich viel über ihn gehört habe; aber ich bin nicht der Mensch, der andere nach dem Hörensagen beurteilt. Nun haben Sie mir aber so viel berichtet, Fräulein Isabella, daß ich Ihnen jetzt auch etwas erzählen möchte. Das könnte geeignet sein, die trüben Gedanken zu verscheuchen und vielleicht interessiert es Sie. Setzen Sie sich, Fräulein Isabella, und hören Sie zu.“

Isabella setzte sich, aber sie sah ein wenig verwirrt aus und im Anfang hörte sie nur mit halbem Ohr zu.

„In Bostad gab es früher einen Postmeister Schnevogt und dieser kehrte zuweilen, wenn er über den Bergrücken fuhr, bei mir ein, um ein Stündchen zu schwätzen. Er war geboren auf Kärragorda, gegen Tostarp zu, und in seiner Jugend war er Offizier gewesen. Später ging es mit ihm zurück, der Hof wurde

ihm weggenommen, das Regiment mußte er verlassen und einige Zeit wohnte er in Ängelholm mit Frau und Kindern. Dort ging es ihnen so schlecht, daß sie öfter als an einem Abend hungrig zu Bett gehen mußten. Dann aber erhielt er zu seinem Glück die Stelle eines Postmeisters, die frei geworden war. An dem Tage, da er seine Familie und seine Sachen auf einen Wagen laden und nach Vostad fahren konnte, atmete er zum ersten Male seit vielen Jahren auf. Das war kein großes Umzugsgefährd, weiß Gott, denn alle die Schnevogtschen Möbeln von Kärragorda waren bereits veräußert und alles, was er in seiner dünnen Briefftasche hatte, war ein Fünf-Reichstalerschein. Gleichwohl saß er auf der hölzernen Bank neben seiner Frau und mit einem der Kinder auf dem Knie und dankte Gott, daß dieser es ihm vergönnt hatte, in einen friedlichen Hafen einzulaufen. Es war ein schöner Herbsttag, ganz wie heute, und der Wagen kämpfte sich langsam den steilen Abhang nördlich von Förslöv hinauf. Er saß und freute sich, daß sie nun bald oben auf der Anhöhe sein würden, von wo sie über das Sinarpstal und die Bucht von Vostad würden sehen können — er dachte, die schlafenden Kleinen zu wecken und ihnen den weißen Sandstrand zu zeigen, wo sie später würden springen und spielen dürfen, statt im Hofe des Gerbers zu Ängelholm.

Just wo der Weg nach Grevie abzweigt, auf den mageren steinigen Heidegründen, lag ein kleines, arm-

seliges Unwesen. Vom Torfdach der Hütte war die Hälfte herabgerutscht, so daß die blanken Haselruten sichtbar waren. Der Düngerhaufen lag hart beim Brunnen und manns hohe Nesseln schossen rund um das Brunnenbecken empor. Es sah recht elend aus. Gottseidank, daß meine Kinder aus diesem Brunnen nicht trinken und unter diesem Dach nicht schlafen müssen, dachte Postmeister Schnevogt, denn er sah einige schmutzige Kinder, die am Straßengraben lagen und eine Kaze so arg am Schwanz zogen, daß diese jammerte und krallte. Als er näher und höher heraufkam — das ging nicht rasch auf der steilen Straße —, entdeckte er den Bauer selbst. Der stand in einer zerlumpten und fleckigen Lodenjacke da. Der eine nackte Ellbogen sah ihm durch den Ärmel, die Füße steckten in ein paar zerrissenen Schuhen, deren Löcher mit Stroh verstopft waren, so daß sie an die einer Klumpfederbeinigen Henne erinnerten. Er stand grinsend in der Herbstsonne und wärmte sich, an die Ecke der Hütte gelehnt, und rieb sich voll Faulheit den Rücken an der Hüttenwand — man merkte, daß es der Läuse wegen war, denn er kratzte sich gleichzeitig in dem verfilzten Haar unter der blankgescheuerten Pelzmütze. Postmeister Schnevogt merkte indessen, daß die alte Mütze aus Astrachan war, und betrachtete das schwarzdurchfurchte und versoffene Gesicht des Bauern näher. Da gab es ihm einen Ruck. Mit einem Male erkannte er den Mann wieder. Es war sein leiblicher Better. Es war der Rittmeister von Lillie von den

schonensischen Dragonern, der Sohn des Generals auf Schloß Sturinge — so tief war der also herabgekommen, von Wohnstelle zu Wohnstelle war er weggezogen, in immer kleinere und dürftigere Behausungen, bis er schließlich in diesem Elendsquartier auf Nöttebackar gelandet war.

Postmeister Schnevogt war ihm seit fünfzehn Jahren nicht mehr begegnet und hatte seit vier Jahren nichts mehr von ihm gehört. Und wäre die Ausrachanmüße nicht gewesen, die er ihn einmal bei einer Schlittenpartie auf Sturinge hatte tragen sehen, so würde er ihn nicht mehr wiedererkannt haben. Ein Schauer überlief Schnevogt, ihn froz mitten im Sonnenschein, so daß ihm die Zähne klapperten. Aber er lenkte den Blick ab und sah schnurstracks vor sich hin, geradeaus auf das blaue Meer, das eben am Horizont leuchtend emporkam, und Lillie kannte seinen Vetter nicht mehr, denn auch an diesem waren die Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Der Postmeister schämte sich wie ein Hund und in seinem Inneren bat er Gott um Verzeihung für seine Feigheit. Aber er wußte sich wahrhaftig keinen Rat, was er zu Lillie hätte sagen und wie er es hätte über sich bringen sollen, seine Hütte zu betreten. Aber das erste, was er tat, als er am Nachmittag sein Postkontor in Bostad betrat, war, daß er einen Umschlag nahm und seinen einzigen Geldschein hineinlegte. Außen schrieb er Lillies Adresse drauf. Das war eine Erinnerung, die ihn während all seiner glücklichen

und ruhigen Jahre in Vostad begleitete, und jeden Tag sagte er zu sich selbst: Das beste von allem, was der Herr mir geschickt hat, ist meine Frau. Denn wenn er es richtig betrachtete, war es ihm klar, daß das, was ihn gehindert hatte, vom Wagen zu springen und seinen Vetter zu begrüßen, die Scheu davor war, der Frau des Lillie von Angesicht zu Angesicht zu begegnen — er glaubte, ihre Gestalt drinnen in der dunklen Küche gesehen zu haben.“

Frau Ekberg hielt inne.

„Mit wem war Rittmeister Lillie verheiratet?“ fragte Isabella — sie hatte mit der Zeit immer aufmerksamer zugehört.

Die Antwort verzögerte sich ein wenig.

„Das war eine Geschichte, die zu ihrer Zeit viel von sich reden machte. Sie sind zu jung, Fräulein Isabella, um sie gehört haben zu können. Rittmeister Lillie verliebte sich in ein rothaariges Mädchen, das er in Spongens Gasthof kennengelernt hatte, ein großes und stattliches Menschenkind, das bereits die Spinnstube des Gefängnisses hinter sich hatte, als sie fünf- undzwanzig Jahre zählte. Drei Jahre bemühte er sich, sie von dort herauszubekommen, und es glückte ihm schließlich, aber man sagte, daß es ihn die Hälfte von Sturinge gekostet hatte. Ich will nicht alles aufzählen, was man über die beiden berichtete, das ist nichts für Ihre Ohren, mein Kind, und auch nichts für meine Zunge. Aber so viel kann ich sagen, daß Lillies Mutter und Geschwister allesamt vor ihm auf

den Knien lagen und ihn baten sich von der Frau zu lösen, und am Schluß kamen sogar der Oberst des Regiments und ein Adjutant des Königs selbst die große Treppe von Schloß Sturinge hinauf und baten ihn, Vernunft anzunehmen — sie hätten ihm einen Auftrag nach Sankt Petersburg verschafft, wenn er nur dahin gehen wollte. Aber Lillie stand steif und fest vor seiner Tür, als diese wieder abreißten, und sagte Nein, Nein, Niemals im Leben! Ich folge der Stimme meines Gefühls, rief er — und nach ihr handelte er. Aber es war nicht Gottes Stimme. Nicht dieses Mal. Zwanzig Jahre später stand er und scheuerte sich die Läuse von seinem Rücken an der Hüttenkante von Nöttebackar. Postmeister Schnevogt beteuerte, daß die Kinder, die mit der krägigen Rasse spielten, nicht einmal seine eigenen waren. Er saß in demselben Stuhl, in dem jetzt Sie sitzen, Fräulein Isabella, als er mir diese Geschichte erzählte.“

Es entstand Totenstille. Isabella hielt beide Hände vor ihr Gesicht. Endlich kam es, beinahe wimmernd, von ihr:

„Soll das Ihre Antwort sein, Frau Ekberg? Sind Sie auch so wie alle anderen? Ich glaubte, ich könnte Trost und Hilfe hier finden, um der Lady Saint-Georges willen.“

„Nein“, antwortete die Wirtin, erhob sich und ging zu Isabella hin. „Das ist keine Antwort und ich bin kein Richter. Ich kann nicht in die Seelen der Menschen sehen. Aber ich kann Ihnen dennoch einen Rat

geben, Fräulein Isabella. Bitten Sie den Grafen Sommervogel, daß er ehrlich und offen vor Pfarrer Schröder und dessen Frau hintritt — so viel müssen Ihnen diejenigen wert sein, die zwanzig Jahre ihrer Tochter ihr Bestes gegeben haben, soweit es Vermögen und Verständnis zuließe. Bringen Sie Ihre Sache so klar und aufrichtig vor wie Sie können — seien Sie selbst gerade und beobachten Sie genau, wie er sich benehmen wird. Den Rest legen wir in Gottes Hand.“

Es klopfte an der Thür. Es war Sören Bäck, der meldete, daß Sultana gefattelt vor der Treppe stehe, blank und frisch.

Isabella hatte den Hut aufgesetzt, aber die Hände zitterten, als sie die Handschuhe zuknöpfte. In der Thüre wandte sie sich um und warf einen letzten Blick zurück auf Frau Ekberg. Es lag Angst darin.

„Ich bin mündig, und ich habe das Recht, zu tun, was ich will. Aber wollen Sie nicht sagen, daß ich auf dem Wege nach Munka Ljungby bin?“

„Ich werde sagen, was wahr ist, und nichts anderes. Mit meinen Augen werde ich mich überzeugen. Leben Sie wohl, Fräulein Isabella.“

Ein paar Minuten später ging Sultana im Schritt den südlichen Abhang hinab. Sören Bäck stand und behielt den blauen Schleier im Auge, bis er hinter die Kaufmannsläden verschwand. Frau Ekberg aber war auf die Anhöhe hinter den Holzstößen gestiegen und

blickte in die Ebene hinab gegen den Silberrand der Skälverbucht zu. Als Sultana an der Straßenkreuzung ankam, blieb sie eine Weile stehen: nach rechts ging der Weg nach Förslöv, nach links der nach Munka Ljungby und geradeaus der nach Ängelholm. Frau Ekberg sah, wie Sultana mit den Hufen scharfte, ungeduldig über die Verzögerung, aber die Zügel hielten sie zurück. Da winkte ein weißer Handschuh über dem blauen Schleier zum Gruße herüber und Sultana fiel mit fröhlichem Wiehern in einen raschen Trab — um den Weg nach Ängelholm einzuschlagen.

In den mittleren Nachmittagsstunden rollte der dunkelgrüne Landauer vom Pfarrhof Binninge herein in den Innenhof des Gasthofes Margretetorp. Auf dem Rutschbock saß der Knecht mit einer blauen forschenden Mütze und versuchte so auszusehen, als ob er auf Rittergut Vallén zu Hause wäre. Sören nahm die wohlgenährten Füchse in Empfang. Die kleine Frau Pfarrer war in einen grauen Reifeschleier gehüllt, so dicht, daß man kaum ihr verweintes Gesicht sehen konnte. Pfarrer Schröder hielt sich aufrecht und die Stimme zitterte nicht stärker als gewöhnlich, indem er Frau Ekberg um eine Unterredung bat. Die Worte kamen nur mit gequälter Langsamkeit. Es wurde keine kurze Unterredung daraus; man begann beim Mittagstisch in der großen Stube und setzte sie in der blauen Stube bei verschlossenen Türen fort.

Das Merkwürdige ist nun, daß die Linie des Gesprächs sich vollkommen parallel zu der des zwischen Frau Ekberg und Isabella am Vormittag geführten entwickelte: die Konfirmationszeit mit der Eule und den Spargelbeeten, der Ball auf Skottorp, Graf Sommervogels schlimme Neigungen und gute Vorsätze kehrten in derselben Ordnung wieder, wengleich in etwas anderer Beleuchtung, nur der Tulpenbaum im Park und der Sternenhimmel waren aus dem Gesichtskreis verschwunden. Aber das Allermerkwürdigste war, daß die Wirtin es zum zweiten Male für richtig hielt, die Geschichte vom Postmeister Schnevogt zu erzählen, der auf dem Wege über den Hallandsberg Rücken nach Bostad war und seinen Vetter Rittmeister Lillie bei Nöttebackar wiedererkannte. Weder die abgenutzte Pelzmütze noch die hölzerne Bank wurden übergangen, dennoch hatte das Bild eine geheimnisvolle Veränderung erfahren, und wenn ein unsichtbarer Zuhörer in der blauen Stube anwesend gewesen und mit scharfer Aufmerksamkeit beiden Versionen gelauscht hätte, dann hätte er feststellen können, daß gewisse kleine Züge hinzugefügt oder weggenommen wurden — und doch blieb die Erzählung vollkommen die gleiche, geprägt aus dem harten Metall der Wahrheit. So zum Beispiel wurde am Nachmittag hervorgehoben, daß Postmeister Schnevogt in seiner Jugend sich gegen den Willen seiner Eltern mit einem bürgerlichen Mädchen verheiratet hatte; er wurde verstoßen und kam in Schwierigkeiten, aber später war es schließ-

lich die erprobte und warme Liebe zwischen ihm und seiner Frau, die über dem Rosenidyll an der Ugardhsstraße in Bostad gleich einer sanften Abendsonne leuchtend stand. Auch Rittmeister Lillies trauriges Lebensschicksal wies jetzt Seiten auf, die zuvor unbeachtet geblieben waren — denn als junger Leutnant hatte er sich mit einer Erzieherin verheiraten wollen, einer feinen und lieben, aber armen Tochter eines Pfarrers, und erst als der strenge General mit kalter Härte die beiden jungen Leute getrennt hatte, war der trotzige Sohn auf Abwege geraten. Nach des Vaters Tode setzte er dann seine verzweifelte Schrulle mit dem rothaarigen Mädchen durch, ein zweites Mal wollte er nicht zu Kreuze kriechen. Ja, nicht einmal Rittmeister Lillies arme Mutter und bescheidenen Geschwister erschienen bei näherer Betrachtung ganz ohne Schuld, denn als jener verlangte, daß sie die Abenteuerin zu sich nehmen und versuchen sollten, ihr ein wenig Schliff beizubringen, erklärten sie, lieber sterben zu wollen als diese Frau auch nur mit der Zunge anzurühren. Ihre Verachtung brachte ihn auf und machte ihn störrig. Hätte er die verführerische Schöne in sein Haus nehmen können, dann hätte er sie höchstwahrscheinlich beizeiten durchschaut und wäre ihres wilden, unberechenbaren, treulosen und brutalen Wesens überdrüssig geworden.

Mit unverstelltem Erstaunen, ja mit Entsetzen hörte Frau Pfarrer Schröder zu, ihr rundes Antlitz kam aus der Verhüllung des Schleiers hervor wie

ein bleicher Mond aus silbergrauem Abendnebel, und schließlich brach sie aus:

„Es ist doch nicht Ihre Meinung, Frau Ekberg, daß das verirrte Kind seinen Willen durchsetzen soll — das würde ja ihr sicheres Unglück bedeuten und Gottes Strafe würde auf unser aller Haupt kommen! Was für ein Mensch Graf Sommervogel ist, das dürften wir wohl alle wissen. Mich schaudert, wenn ich daran nur denke! Sagen Sie mir aufrichtig, liebe Frau Ekberg, wollen Sie uns wirklich zu etwas so Schrecklichem raten?“

„Nein“, antwortete die Wirtin in viel leichterem Ton, der beinahe munter klang im Vergleich zu dem Wehklagen der Frau Pfarrer. „Es ist nicht meine Sache, mit Vorschlägen zu kommen. Gott mag wissen, daß ich nicht viel überschüssige Weisheit habe. Ich habe übrigens manch Tolles über den Grafen Sommervogel gehört, aber ich kenne ihn nicht und ich urteile niemals über Menschen nach dem Hörensagen. Allein soviel kann ich gleichwohl sagen: wenn jemand käme und mich um einen Rat bäte, so würde ich in aller Wohlgemeinheit dafür eintreten, daß sowohl er wie Fräulein Isabella Gelegenheit erhalten, ihre Gedanken, Gefühle und Pläne offen vor Ihnen, Herr Pfarrer und Frau Pfarrer, auszubreiten. Das könnte wohl kaum irgendwelchen Schaden stiften und vielleicht würde es so offenkundiger werden, wie ehrlich und aufrichtig er es meint. Fräulein Isabella ist sicher ohne Falsch und es wäre denkbar, daß sie ihn

mit anderen Augen ansieht, wenn sie ihm einmal in aller Ruhe hinter die schöne Fassade blickt. Was dabei herauskommt, können wir nicht wissen. Es steht in Gottes Hand, wie alles andere. Haben Sie nicht schon gemerkt, Frau Pfarrer, daß niemand von uns weiß, was eigentlich Gottes Wille ist? Ich habe Hagdahls Kochbuch und das ist voll von guten Rezepten — befolge ich die richtig, so steht es einigermaßen gut bei mir in der Küche. Aber ich habe niemals ein Buch gefunden, in dem Unser Herr seine Rezepte in allen Einzelheiten niedergelegt hat. Manchmal müssen wir auf gut Glück handeln.“

Die Frau Pfarrer hob verzweifelt die Hände und die schönen tiefen Augen, voll von Tränen, richteten sich gegen die Decke. Jetzt griff der Pfarrer, der bisher dumpf in seinem Stuhl gebrütet hatte, ein:

„Ich weiß nicht recht, wie Sie sich das denken, Frau Ekberg. Aber wenn ich schon von allem anderen absehe, von all dem Unvorteilhaften, das wir gesehen und gehört haben — gibt es einen vernünftigen Menschen, der meinen kann, daß ein einfaches Mädchen aus einem gottesfürchtigen Pfarrhaus sich zur Gattin eines vornehmen Grafen eignen würde, eines Kindes dieser Welt, eines Offiziers, nahe verwandt mit den stolzesten und reichsten Geschlechtern in Dänemark? So etwas können doch wohl auch Sie, Frau Ekberg, nicht glauben?“

Die Wirtin lächelte und zeigte über die Schulter hinweg auf die beiden Bilder an der Wand.

„Lieber Herr Pfarrer, das kommt wohl auf die Umstände an.“

Der Pfarrer wehrte ab. Er kannte wohl sehr gut die Geschichte von Frau Ekbergs Tante, die ihr Leben als Schloßherrin auf Irland beschloß, hatte aber vollkommen übersehen, daß sie eine Bedeutung in diesem Zusammenhang haben könnte. Sein Schweigen war ein wenig verlegen. Aber Frau Ekberg setzte ruhig fort:

„Eines der letzten Male, da ich vertraulich mit Tante Christina sprach — es war in Livorno, ein paar Jahre vor ihrem Tod —, sagte sie: ‚Weißt du, Helena, ich habe niemals in meinem Leben bereut, daß ich ihm gefolgt bin.‘ Ein solcher Mann war das. Also das Richtigeste ist wohl, wenn wir sagen: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Aber wohlgemerkt — das bedeutet nicht, daß ich sicher bin, welche Pläne Unser Herr mit dem Grafen Sommervogel hat.“

Das Pfarrerpaar saß stumm da, beide sahen ebenso bestürzt wie bedrückt aus.

„Da haben wir ihn übrigens“, setzte Frau Ekberg hinzu.

Draußen auf dem Vorplatz stand Sören Backe und hatte alle Mühe, einen schwarzen Araber festzuhalten, während ein junger Herr in brauner Reittracht Isabella vom Rücken der Sultana herabhalf.

Isabella war wohlbehalten, aber gedankenvoll nach Ängelholm gekommen und bei Major Follin hatte

sie richtig den jungen Grafen getroffen, der ängstlich auf sie wartete. Es war noch eine ganze Stunde Zeit bis zum Abgang des Zuges nach Hälisingborg und zur Helsingör-Fähre und alles war solcherart in schönster Ordnung, denn von Pfarrer Schröder war nichts zu sehen. Allein seltsamerweise wurde aus der Reise nichts. Gott weiß, was in das Mädchen gefahren war. Furchtsam hatte sie sich niemals gezeigt, weder zu Pferde noch zu Fuß, jetzt aber sträubte sie sich vor der Wendung ihres Schicksals wie ein erhistes und störrisches Pferd vor dem Hindernis. Sie wolle nicht ausrücken, erklärte sie. Nicht einmal die längsten Küsse halfen. Sobald ihr der Altem wiederkam, beteuerte sie, daß Sophus ihr zuerst zu den Eltern folgen solle — man braucht ihnen nur auf der Straße entgegenzureiten, sie rollten sicher bereits herüber nach Ängelholm. Die sollten selbst das Urtheil fällen. Sobald sie sich weigerten, Sophus anzuhören — es gab ja leider kaum einen Zweifel an ihrer Verstocktheit —, so würde sie ihm bis ans Ende der Welt folgen: sie war über einundzwanzig, niemand konnte sie aufhalten. So einfach war das.

Graf Sophus von Sommervogel dachte in seinem Inneren, daß das wahrhaftig nicht mehr so ganz einfach sei, aber als Ritter, der er nun war, mußte er gute Miene behalten. Daß er in Isabella verliebt war, das konnte er mit den Fingern auf der Bibel beschwören — das hatte er übrigens auch getan, denn der besorgte Major Follin hatte ihm in seiner Ge-

wissensnot einen Eid abgefordert — er kannte diese Symptome sehr wohl noch von älteren Erfahrungen her. Dennoch war ihm recht gruslig zumute, als er durch den Ort Rebbelberga an Isabellas Seite ritt. Aber er war auch ein großer Optimist und die längste Zeit klammerte er sich an die Hoffnung, daß sie dem Pfarrer Schröder nicht so bald begegnen würden — wie leicht konnte nicht zum Beispiel ein Rad sich von dem alten wackligen Pfarrervehikel lösen! Wenn erst die Sonne untergegangen war, dann würde Isabella schon auf bessere Gedanken kommen, ein klarer Sternenhimmel würde seine Wunder tun, vielleicht würden sie sogar auf einen Tulpenbaum stoßen — es soll einer in Hemmeslöw stehen. Kurz gesagt: kommt Zeit, kommt Rat.

Jetzt stand er jedoch auf der Treppe dieses verdammten Gasthofes, auf dessen Vorplatz Isabellas Falkenblick sofort den grünen Landauer vom Pfarrhof Binninge entdeckt hatte. Er sah aus, wie wenn er nicht frei wäre von dem Gefühl, in einen Hinterhalt gelockt worden zu sein, als er der Einladung Folge leistete, in die blaue Stube zu kommen. In der großen Stube begegnete er der Wirtin, die ihm einen musternden Blick zuwarf und dann freundlich Isabella begrüßte. „Où est-ce que nous les trouverons?“ fragte er Isabella. „Faut pas avoir peur, chérie“, setzte er still hinzu. Er wurde aber nicht wenig unruhig, als die Wirtin darauf antwortete: „C'est par ici, monsieur le comte; vous pouvez entrer sans

frapper, on vous attend.“ Das kam unleugbar etwas überraschend. Aber er war ein tapferer Mann. Er trat ein, Isabella an der Hand, und die Türe schloß sich hinter ihnen.

Frau Ekberg ging durch den Saal und hinein in ihr Büro, um nichts zu hören. Sie war auf eine lange Konferenz vorbereitet. Allein die Unterredung gestaltete sich kürzer als erwartet. Den Grafen Sommervogel hatte sie niemals zuvor gesehen. Er gefiel ihr eigentlich nicht schlecht mit seinem dunkelbraunen Gesicht mit der langen geraden Nase, der hohen Stirne, marmorweiß oberhalb des Randes, an dem gewöhnlich die Mütze aufsaß, mit den hellblauen Augen und dem blonden, aufgezwirbelten Schnurrbart — der Typus eines schönen Husaren, dachte sie, nur ein wenig zu unruhig im Blick. Es dauerte genau eine halbe Stunde, dann sah sie ihn das zweite Mal — und das war auch das letzte, denn später mied er ängstlich den Gasthof Margretetorp und dessen schmerzliche Erinnerung. Er trat heraus auf die Treppe, mit zusammengepreßten Lippen, ein wenig vorgebeugt. In seinem kupfernen Gesicht zeigte sich nichts, nur der helle Stirnteil war jetzt blutrot. Er ging zu seinem Pferd, nahm stumm dem Sören die Zügel aus der Hand, schwang sich in den Sattel und verschwand in einer Wolke von Staub auf dem Wege nach Ängelholm. Sören hatte noch niemals so einen Galopp gesehen. „Reiten konnte er, meiner Treu“, sagte der alte Stallknecht. Das konnte er bezeugen.

Frau Etberg zögerte, ehe sie in die blaue Stube ging, eine Weile, um die hohen Wogen sich wieder glätten zu lassen. Allein als sie über die Schwelle trat, war alles ruhig und still wie in einer Gruft. Die Frau Pfarrer saß da mit einem mild schimmernden Antlitz wie der Auferstehungengel am Heiligen Grab. Der Pfarrer saß auf dem Sofa, aufrecht und ernst wie immer, und seine Hand strich verlegen, beinahe schüchtern über Isabellas Schultern. Das Mädchen saß ebenso unbeweglich, aber in die Ecke gedrückt, die Hand unter der Wange und vor sich hin auf den heimgewebten Teppich starrend. Sie hatte keine Träne vergossen. Aber ihr Angesicht war steif und müde, die Augen matt. Auf dem Boden lag ein umgekippter Stuhl. Graf Sommervogel hatte ihn umgeworfen, als er aufgestanden war und niemand hatte ihn aufgehoben.

Es war alles ganz einfach zugegangen. Es gab im Grunde so wenig zu berichten. Pfarrer Schröder hatte mit seiner langsamen bebenden Stimme dem jungen Grafen mitgeteilt, daß er und seine Frau bereit wären, ihren Widerstand aufzugeben. Ja, er war in seiner Friedfertigkeit sogar so weit gegangen, daß er seine Unversöhnlichkeit und das bewiesene Mißtrauen bedauerte. Er und seine Frau wären bereit, noch einmal wie in vergangenen Tagen den Grafen in ihr Heim aufzunehmen, und wenn das junge Paar nach Verlauf eines Jahres noch immer auf seinem Wunsche beharrte, dann wären Isabellas Eltern willig, die

Vorbereitungen für die Hochzeit auf dem Pfarrhof Binninge zu treffen.

Graf Sophus von Sommervogel hatte sich natürlich reichlich überrascht gezeigt, und als ihm Isabella einen strahlenden Blick zuwarf, hatte er sich vorgebeugt und ihre Hand an seine Lippen geführt. Aber sonderbarerweise behielt er diese Hand nicht in der seinigen, sondern begann mit belegter Stimme eine ganz dunkle und unzusammenhängende Darstellung seiner Familienverhältnisse, die verlangten, daß er bis auf weiteres ein viel langsames Tempo einschläge, ja geradezu verlangten, daß er sein Geheimnis wahre, denn wenn sein Onkel, der Landgraf, im geringsten nur Wind von seiner Absicht bekäme, ein unebenbürtiges schwedisches Mädchen zu heiraten, dann würde er, Graf Sommervogel, unfehlbar des großen Gutes auf Fünen verlustiggehen, und in der beklagenswerten Lage, in der sich seine Finanzen befänden, würde das nicht mehr und nicht weniger als eine Katastrophe bedeuten — zuallererst würde er sofort gezwungen sein, seinen Abschied vom Regiment zu nehmen. Ein gewisser Lichtblick in seiner Lage könnte sicherlich eintreten, wenn seine schwedischen Verwandten stürben, ohne ihn vorher enterbt zu haben — in Erwartung dessen wäre eine gewisse Vorsicht nötig. Graf Sommervogels Erklärungen wurden immer verwickelter und weitschweifiger, versehen mit unzähligen Alternativen, die alle schwer berechenbarer Natur waren. Es war unmöglich, die Augen vor der einfachen Tatsache zu

verschließen, daß der Hauptausblick, der über die Verlobungszeit hinweg zur ländlichen Hochzeit auf dem Pfarrhof Vinninge führte, sich für Graf Sophus von Sommervogel nicht als so unwiderstehlich verlockend erwies. Es schien geradezu, als ob er dieses wohlbekannten Idylls mit Fliederbusch und Spargelbeet schon genug gehabt hätte.

Seine Rede floß immer ungleicher und zögernder, mit Wiederholungen und toten Punkten, und sowohl für ihn wie für das Pfarrerehepaar war es eine Befreiung, als er unterbrochen wurde. Es war Isabella, die ihn mit flammenden Augen fragte:

„Eine einzige Sache möchte ich jetzt nur wissen, Sophus: Warum in aller Welt wolltest du mich dann nach Dänemark haben?“

Auf diese Frage kam keine Antwort. Als der Graf schließlich begann: „Geliebte Isabella, du verstehst wohl —“, da kam es blitzschnell von ihr:

„Geliebte Isabella! Das wagst du noch? Geh! Ich will dich nie mehr sehen.“

An diesem Punkt der Unterredung war es, als der Stuhl umkippte.

Sören Backe hatte an diesem Abend viel zu tun, ehe er zur Ruhe ging. Sultana mußte lange und gut gestriegelt werden, über das Sprunggelenk und die Knie, und die Hufe mußten mit kaltem Wasser gespült werden, denn sie hatte mehr als sechs Meilen geschafft. Dann aber durfte sie auch im Stall von

Margretetorp an der Seite der beiden Füchse des Pfarrers Schröder übernachteten. Die Mädchen hatten auch ihr Teil zu bestellen, denn Frau Ekberg ließ für das Pfarrerehepaar in der sogenannten Amtmannsstube betten, während sie das Fräulein Isabella in ihr eigenes Zimmer nahm. Alle waren müde, bereits um zehn Uhr war alles still und ausgestorben im Hause. Als Sören Backe seine Abendrunde machte, sah er nur ein einziges Licht, das brannte in der blauen Stube. Er sah hinein durch das Fenster. Es war Frau Ekberg. Sie stand mit erhobenem Kerzenlicht und betrachtete das Bild von Saint-George, die wehmütigen, milden, vornehmen Gesichtszüge. Er sah die Lippen seiner Wirtin sich langsam bewegen. Er konnte nicht hören, was sie zu sich selber sprach, aber er wußte es einigermaßen. Denn auch ihm in all seiner Geringheit hatte die gute Frau einmal die Worte anvertraut, die die Lady Saint-George in Livorno am Ende ihrer langen und seltsamen Lebensbahn äußerte. „Niemals einen Tag in meinem Leben habe ich es bereut, daß ich ihm gefolgt bin.“

Gedankenvoll sah Sören, wie das Licht weiterwanderte und schließlich erlosch. Er beugte sich nieder und befühlte den Rasen. Es war reichlich Tau gefallen. Die Sterne leuchteten klar. Die Pfarrersleute würden morgen schönes Reisewetter haben. Sultana sollte am Landauer festgebunden werden, war ihm gesagt worden. Fräulein Isabella würde zurück

nicht reiten. Sie sah müde aus und vielleicht auch ein wenig traurig. Es war wohl auch eine zu harte Tour für ein so junges Mädchen gewesen — einen so anstrengenden Tag, wie sie ihn gehabt hatte, die Arme! Vom Morgengrauen bis zum Abend war sie im Sattel gewesen! Aber ich werde niemals vergessen, wie stattlich sie war, als sie mitten im Bache hielt, dachte Sören. Es lag wohl ein wenig Verrücktheit in dem ganzen Ritt, das kann man behaupten, aber es war doch keck getan. Jung und zart war sie und heiß in den Wangen. Wenn sie einmal erwachsen sein wird, dann wird sie wohl auch vernünftig sein!

Mit diesen flügelnden und wohlgemeinten Gedanken begab sich der alte Sören hinein zu seinen Pferden in die Wärme des Stalles.

2.

Einige Zeit, es waren wohl Jahre, ging dahin. An einem Apriltag war Sören damit beschäftigt, die Krähenester in den hohen Ulmen längs der Landstraße herunterzuholen. Frau Ekberg hatte ihm selbst den Auftrag gegeben, denn die Vögel trieben ein schreckliches Unwesen und machten die Gegend voller Schmutz und Unrat, so daß es zuweilen recht unsauber aussah. Sören hatte sich dazu mehr als einmal auffordern lassen, denn das war keine Arbeit, die er liebte, und wäre es nicht um der Hausfrau willen

gewesen, so hätte er glatt Nein gesagt. Jetzt aber hatte er die längste Leiter in die Kronen der Allee-bäume gelehnt. In einer Hand hielt er eine Stange, an deren Ende ein altes Hufeisen festgenagelt war; das hatte er an morschen Ästen, die er beim Hinaufsteigen entdeckte, fest und riß sie herab. Über den Rücken hatte er einen leeren Getreidesack hängen, und sobald er in die Höhe eines Krähenestes kam, ergriff er die schreienden Jungen, die noch nicht flügge waren, drehte ihnen sorgfältig den Hals um und steckte sie in seinen Sack. Über seinem Haupt war der Himmel verfinstert von den Kräheneltern, die herumflatterten und herzerreißende Schreie ausstießen. Die mutigsten von ihnen streiften Sören und hackten nach seinen Augen. Sören selbst war aufgeregt, und wenn ihn die Krähen nicht überschrien hätten, dann hätte man ihn murmeln hören können:

„Gewiß ist es traurig, ihr habt recht, aber die Frau hat es befohlen und ich kann euch nicht helfen. Wenn ihr klug seid, ihr schwarzen Racker, so baut ihr eure neuen Nester dort drüben bei Per Anders, dort gibt es ebenso stattliche Bäume und dort macht es nichts, wenn ihr hinuntermacht, und ihr habt von dort ebenso weit zu den Pflugfurchen. Aber ihr seid natürlich eigensinnig und wollt keinen guten Rat, und ein Geschrei macht ihr, daß einem die Ohren zerspringen. Ist es nicht besser, vernünftig zu sein?“

Sören drehte ergeben noch einigen von den Jungen den Hals um, zerstörte das letzte, geflochtene und ver-

mörtelte Nest und warf die Zweige auf die Straße hinunter. Zu seinem Schrecken fielen sie geradewegs auf die Rissen eines leeren Landauers, der durch die Allee fuhr. Die Krähen hatten solchen Lärm gemacht, daß er den Wagen nicht hatte heranpoltern hören. Der Kutscher sah verwundert herauf und Sören gab ihm Zeichen, daß er gleich unten sein würde.

Als Sören über die Leiter hinabgestiegen war und den kleinen zierlichen Landauer mit den Gummirädern näher in Augenschein nahm, erkannte er den Wagen wieder, der dem Pfarrer von Munka Ljungby gehörte. Die weißgraue Stute war auch ein feines Tier und dem alten Mann kam es vor, als ob er sie schon gesehen hätte.

„Sollte es am Ende so sein, daß der Gaul Sultana heißt?“ fragte er schließlich bedächtig.

„Ja, das stimmt“, gab der Kutscher zu. „Aber wie weißt du das? Es geschieht doch nicht jeden Tag, daß wir hier herüberkommen?“

„Kann sein“, antwortete Sören. „Aber Sultana gehörte früher drüben nach Binninge und damit hatte es einmal seine eigene Bewandtnis.“

„Was für eine Bewandtnis?“ meinte der Kutscher. „Darf ich das nicht erfahren?“

Sören betrachtete einen Augenblick den Neugierigen. Der war ein ganz junger Mann, in sauberen Sonntagskleidern mit Kragen und Halstuch. Er glich mehr einem Handlungsbuchhalter aus der Stadt als einem rechtschaffenen Kutscher.

„Wenn ich näher nachdenke, so habe ich die Geschichte vergessen“, sagte Sören und machte sich geschäftig daran, Sultana zu tränken und zu füttern.

Der Landauer fuhr weiter nach Grevie, er sollte den Pfarrer von Munka-Ljungby zurückholen, der dort eine Kindstaufe vollzogen hatte. Sören ging hinauf auf die Anhöhe hinter den Holzstapeln, doch die Art ließ er liegen. Die Zeit war ja vorbei, da man von ihm verlangte, daß sich seine Arme von früh bis spät regten. Er setzte sich auf den Hackstoß und sah hinaus auf die Ebene. Die lag in einem weichen hellblauen Frühlingsdunst vor ihm, der Roggen glänzte grün und draußen auf den tiefschwarzen gepflügten Feldern hielten die Krähen Kriegsrat — war es zu spät, um für dieses Frühjahr noch neue Nester zu bauen? Sören aber hatte über etwas anderes nachzudenken. Er dachte an vergangene Tage.

Die Frau des Hauses kam vorbei. Sie war auf dem Wege nach dem Hühnerstall. Ihr Gang war langsamer als früher.

„Schönen Dank, Sören, daß die Nester nun heruntergeholt sind. Ich verstehe, daß dir die Arbeit nicht gefiel. Ich hätte auch an deiner Stelle die jungen Leute damit beauftragen können, aber die wären mit den Krähen schlimmer verfahren. Du hast mir einen rechten Dienst erwiesen.“

„Ich bin Euer Knecht, Frau, und Ihr habt mir noch nie etwas befohlen, das ich zu bereuen gehabt hätte.“

Habe ich Euch aber diesmal einen Dienst erwiesen, so könnt Ihr mir vielleicht jetzt einen Gegendienst tun. Da ist eine Sache, die mich nicht in Ruhe läßt. Ich würde gern darüber etwas erfahren und Ihr könntet es mir sagen, wenn Ihr wollt. Es ist nur Neugierde und Fürwitz, denn die Sache geht einen ausgedienten Knecht nichts an, aber der Gedanke läßt mich nicht los und ich kann nicht finden, daß etwas Gottloses in ihm liegt.“

„Was kann es denn sein, das dir im Kopfe spukt, Sören?“

„Ich würde gerne wissen, wie es eigentlich Fräulein Isabella vom Pfarrhof Binninge weiter im Leben ging?“

Die alte Frau konnte es nicht unterlassen, den Mund zu einem milden Lächeln zu verziehen.

„Schau einer an, er erinnert sich ihrer! Ja, schön war sie. Gefiel sie dir auch?“

„Fragt man so etwas einen Priester? Ob mir etwas gefällt oder nicht, das fragt man mich nur, wenn es Pferde oder Rüge gilt. Aber soviel darf ich sagen: Sollte ich erfahren, daß es ihr schlecht ergangen ist, dann würde mir das leid tun. Denn mehr als einen Abend lang, den ich nicht einschlafen konnte, habe ich über Fräulein Isabella nachgedacht und gegrübelt.“

„Du brauchst dich nicht zu beunruhigen, Sören. Es ist ihr in ihrem weiteren Leben gut ergangen. Gestern wurde ihr erstes Kind in Grevie aus der Taufe ge-

hoben. Der Landauer, der soeben hier vorbeifuhr, soll den Pfarrer zurückholen, der die Taufe vollzog.“

„Was sagt Ihr? Sie ist richtig verheiratet? Hat sie einen ordentlichen Mann bekommen?“

„Das, glaube ich, kann man behaupten, Sören. Ich will dir gerne erzählen, was ich weiß, aber dann mußt du mir den Hackstock zum Sitzen überlassen, denn ich fange auch schon an, müde zu werden.“

Sören erhob sich. Er schämte sich ein wenig, daß er sitzengeblieben war.

„Nein, wißt Ihr, Frau, ich habe bereits genug gehört. Ich bin zwar neugierig, aber nicht so wie die Frauenzimmer. Ich bin ein alter Mann, der bald sterben wird, und halte mich mehr an die Hauptsachen. In die krausen Einzelheiten des irdischen Lebens will ich meine Nase nicht mehr stecken. Weiß ich nur, daß das ranke Mädel einen richtigen Mann bekommen hat, dann habe ich keine Sorge mehr um ihren Seelenfrieden — dann ist sie auf dem rechten Wege und wird wohl heimfinden. Ich vergesse nicht den Tag, da sie am Morgen so rot in den Wangen war und am Abend so bleich und still — damals war sie auf einem Irrweg.“

„Sag mir nur das eine, Sören. Wie kannst du so sicher behaupten, daß man verheiratet sein muß, um glücklich zu sein?“

„Habe ich in der Katechese nicht gelesen, daß die Ehe von Gott gestiftet ist? Freilich bedeutet das nicht, daß man sie nicht auch von einer anderen Seite kennenlernen kann. — Haben wir sie nicht beide

kennengelernt, Frau, jedes auf seine Art? Ihr dadurch, daß Ihr verheiratet wart, und ich dadurch, daß ich unverheiratet war?"

Die Frau nickte und es wurde nichts weiter darüber gesprochen. Der weißhaarige Knecht und die alte Wirtswitwe — es ging jedes wieder seiner Beschäftigung nach.

Wären wir ebenso fertig mit dem Leben wie Sören Bäck, dann könnten wir es auch auf sich beruhen lassen, da wir Bescheid über die Hauptsachen bekommen haben. Aber da wir doch ein wenig mehr an den unterhaltlichen Nebenumständen des Lebens hängen, so wollen wir der weiteren Geschichte Isabellas nicht unser Ohr verschließen. —

In Troß und dumpfer Verzweiflung kam sie heim nach Binninge, und es dauerte viele Tage, ehe Pfarrer Schröder und seine Frau anderes aus ihr herausbekommen konnten als einsilbige Antworten auf direkte Fragen. Gleich nach den Mahlzeiten ging sie wieder hinauf in ihr Mansardenzimmer, das den Blick aufs Meer hinaus eröffnete. Dort saß sie still und sah viele Winterdämmerungen über die öden Strandwiesen und die runden Steinblöcke an der Wasserlinie sich herabsenken, während die Brandung brauste und sang. Der Pfarrer suchte sich damit zu trösten, daß dies ein Kummer nach dem Sinne Gottes wäre, und seine Hoffnung wurde nicht zerschanden. An einem Dezembervorgen, als die ganze Landschaft

weiß voll Schnee lag und die Birkenscheite in den Rachelöfen des Pfarrhofes lodernnd prasselten, kam Isabella zum Mittagstisch herunter mit weicherem Gang und milderem Lugen und bat ihren Vater, er möge Sultana verkaufen — die hätte es nicht gut, wenn sie keine Bewegung machen könnte, und das Reiten hätte sie für alle Zukunft aufgegeben. Die Frau Pfarrer versuchte nicht einmal, ihre Freude zu verhehlen, als sie Isabellas Reittracht auf dem Boden ganz hinten in den Schrank hängte, und der Pfarrer übergab den schönen Schimmel so gut wie geschenkt seinem Verwandten in Munka-Ljungby, der niemals davon geträumt hatte, ein solches Wagenpferd zu bekommen.

Der erste Schritt zog viele andere nach sich. Isabella war nicht der Mensch, der auf halbem Wege stehenblieb. Als einige Jahre vergangen waren, genoß sie den Ruf der ernstesten und gottesfürchtigsten aller Pfarrerstöchter der Gotenburger Diözese und das will etwas heißen. Hätte jezt jemand behauptet, daß er sie in Gesellschaft braungebrannter Husaren über Stock und Stein habe reiten oder auf Schloß Skottorp in wirbelnden Tänzen habe glänzen sehen, so hätte man ihn auf Grund ihres jetzigen Benehmens als Lügner hingestellt. Um so mehr Leute fanden sich, denen ohne weiteres geglaubt wurde, wenn sie hervorhoben, wie vortrefflich Isabella die Sonntagsschule in Binninge leitete und die Kinder Choräle singen lehrte, und wenn die strengen Amts-

brüder des Pfarrers Schröder bei diesem versammelt waren, um über die bösen Zeiten zu ratschlagen, dann bot sie das Teetablett dar mit derselben straffen, einfachen Würde, die man in den Diskussionsausführungen ihres Vaters wiederfand. Ihre schwarzgekleidete Figur stach nicht von den Röcken der Geistlichen ab, wenn sie auch bedeutend schlanker war. Aber wie einfach sie sich auch kleidete, ohne einen anderen Schmuck als feine Spitzenstreifen rund um die Ärmelbünde und den Halskragen, strahlend sah sie auf jeden Fall aus. Wie glatt sie auch das Haar zurückzukämmen versuchte, an den Schläfen wellte es sich doch, und sie trug es mit hochehobenem Haupt wie eine schwere Krone. „Sie ist unverzeihlich schön“, seufzte der gelehrte Herr Vertragsprobst, der Spezialist in Tacitus und nicht frei von Schelmerei war, und sie brachte auch richtig eine ganze Menge Unruhe unter die Geistlichen der Diözese. Freilich wagte keiner, auch nur im geringsten anzudeuten, daß Isabella selbst den Lästern Ursache gäbe. Niemals sprach sie ein überflüssiges Wort mit einem Pfarrassistenten, niemals erwiderte sie einen Blick. Einer von den vielversprechendsten und selbstsichersten Geistlichen, der neuernannte Pfarrer im Nachbarkirchspiel, starrte sie einen ganzen Abend lang an, aber als er sich am Ende ihr dann mit ein paar freundlichen Worten zu nähern suchte — sie hatte ihm gerade das Sahnekännchen gereicht —, schlug sie ein Paar so dunkle und kalte Augen auf, daß er die Teetasse fallen ließ — eine pein-

liche Szene, die viel besprochen und ausgeschmückt wurde und nur ihren Ruf noch mehr befestigte.

Frau Pfarrer Schröder, die einstens Tränen über Isabellas Ballkleid vergossen hatte, konnte ja jetzt zufrieden sein. Aber der Mensch ist ein seltsames Wesen, und sie fand sich über ihren Wunsch hinaus erhört. Das ging so weit, daß sie in einer vertraulichen Stunde mit tief niedergeschlagenen Augen ihrem Gatten gegenüber zu klagen begann. Sie deutete an, ob Isabella jetzt nicht doch zu streng, zu einseitig, zu gesittet wäre. Sie gliche jetzt einer Nonne mit ihren ewigen schwarzen Kleidern. Wäre es wohl natürlich, daß ein junges Mädchen sich so uninteressiert, so gefühllos, so hochmütig und abweisend zeigte? Der Pfarrer dachte lange über die schwierige Frage nach, konnte sie aber nicht beantworten. Er klopfte seiner armen Frau teilnehmend auf die Schulter, was bewirkte, daß diese errötete. Dann erklärte er, daß Isabella eine reiche und vielseitig begabte Natur sei, die sicherlich noch nicht voll zur Entwicklung gelangt sei — es gälte, Geduld zu haben.

Damit hatte er offenbar den Nagel auf den Kopf getroffen und bewiesen, daß er einiges aus den vielen Büchern gelernt hatte, die sich auf den Gestellen in seiner Arbeitsstube befanden, denn bald hernach ergaben sich deutliche Zeichen, daß Isabella nicht stille stand. Sie begann sich für das Schöne zu interessieren. Das war an und für sich nichts Überraschendes, denn ihr Äußeres bekundete ein naheß Verhältnis zur

Idee der Schönheit. Sie las Dichtungen und malte Aquarelle. Die Eltern unterstützten ganz besonders ihre Anlage zur Malerei und ermöglichten ihr, nach Halmstad zu fahren, um dort an der Lateinschule beim Zeichenlehrer, der ein bekannter Landschaftsmaler war, Unterrichtsstunden zu nehmen. Sie verbrachte die Sommertage im Garten, wo sie Stangenrosen und Rosarien mit den klarsten und lebendigsten Farben malte. Sie stellte ihre Staffelei bei der Rälberweide unter dem großen Holunderbaum auf und malte die plumpen Sprünge des rotscheckigen Jungtiers mit solchem Behagen, daß die Frau Pfarrer ganz entsetzt war. Aber der Pfarrer fand die Malerei ganz außerordentlich geglückt; sie erhielt den Namen Kalbstanz und bekam ihren Platz im Salon, wo sie allgemeine Bewunderung erregte. Isabella trug einen großen gelben Hut mit breiter Krempe zum Schutz gegen die Sonne, wenn sie vor ihrer Staffelei saß. Sie hatte weiße Kleider an. Das war würdig, war frei von Eitelkeit. Und war doch nicht mehr so düster.

Im nächsten Sommer erhielt das Poetische in Isabellas Stimmungsleben einen mehr musikalischen Anstrich. Sie hatte immer schon vortrefflich gespielt, aber während sie so sehr eifrig mit der Sonntagschule beschäftigt war, hatte sie nur die Orgel bedient. Jetzt schlug sie den Deckel zum Klavier im Salon auf und bald wurde es der Frau Pfarrer zur Gewohnheit, die Rüchentüre offenstehen zu lassen, um Isabellas

Gefang lauschen zu können. Ja, es geschah, daß der Pfarrer aus seiner Stube kam und sich im gepolsterten Eckstuhl mit seiner Pfeife niederließ, um zuzuhören. Ihm gefiel am besten „Wenn das Heer der Sterne blinkt — an dem dunklen Himmel“. Sobald er das zur abendlichen Stunde zu hören bekam, wurde ihm wunderbarlich zumute. Er dachte an seine alten Eltern und seine tote Schwester und trat vorsichtig an das Klavier heran, um Isabellas Wangen zu streicheln, die in der Dämmerung hell leuchteten. Der Frau Pfarrer hatten es die wehmütigen Volkslieder angetan „Alles unter Himmels Feste“ und „Der Kristall, der feine“, aber ihr gefielen schließlich auch „Die Glocke im Turm“, „Unter tausend Sternen“, „Still, sink o meine Seele in den Fluß“ und die anderen von „Almqvists Songs“, die im Anfang nur ihre Verwunderung erregt hatten. Ja, sie hatte nicht einmal etwas an „Irmelin Rose“ auszusetzen und bat Isabella, das noch einmal zu singen. Allein das beruhte vielleicht darauf, daß sie den dänischen Text nicht ganz verstand.

Aber auch diese Freude durfte nicht gänzlich ungetrübt sein. Die Frau Pfarrer, die sich einmal vor längerer Zeit über den wilden Leichtsinns und hernach die kühle Gefühlslosigkeit der Tochter beklagt hatte, begann sich jetzt ob ihrer gefühlvollen Schwärmerei zu bekümmern. Es war beinahe wie im Märchen von der Aschbill, meinte der Pfarrer; alle Wünsche der Frau Pfarrer gingen wie durch einen Zauber in Er-

fällung, sobald sie ausgesprochen waren, und dennoch wurde es niemals gut. Auch der Pfarrer mußte zugeben, daß Isabella in dem Gesang und in den Tönen mit einer Innerlichkeit aufging, die beinahe beunruhigend war. Auch er mußte bemerken, daß ihre Gefänge immer wehmütiger, immer schmachtender wurden. Sie sang still und sacht, mit einer tiefen und warmen Stimme, aber wenn sie fertig war, stand sie nicht auf, sondern blieb lange vor dem Klavier sitzen, die Hände im Schoß, verschlossen und wortlos, oder sie ging mit langsamen Schritten zum Fenster, wo sie wie abwesend stehenblieb. Der Pfarrer blieb in seiner Stube, um das nicht sehen zu müssen, und die Frau Pfarrer machte sich draußen in der Speisekammer zu schaffen und trocknete sich insgeheim eine Träne ab, aber Isabella selbst merkte von dem Eindruck nichts. Ganz schlimm war es, wenn sie ein kleines Lied sang, das sie irgendwo auf gelesen hatte, niemand wußte, wo. Es war eigentlich ein dummes Lied, weinerlich bis zur Narretei. Der Pfarrer sagte, daß es sentimental sei, und das klang lustig in seinem Mund, denn seine Stimme zitterte, auch wenn er die nüchternsten und ironischsten Bemerkungen machte. Aber die einfache Wahrheit war, daß Isabella es so sang, daß auch die verstocktesten Personen mit der tadellosesten musikalischen Bildung davon ergriffen wurden. Das war Zauberei. Vielleicht beruhte diese Wirkung auf der Kürze des textlichen Ausdrucks, denn so sentimental das Lied war, so wenig langatmig

war es. Vielleicht hatte das auch eine andere, geheimnisvollere Ursache. Der Text lautete:

Es wuchs in eines Tales Schoß
ein kleines Blümchen namenlos.
Doch in der kleinen Blumen Zahl
war es die schönste allzumal.

Ein Schmetterling kam angetrollt.
Der bat, daß sie ihn küssen sollt'.
Das Blümlein schlug die Augen auf,
errötete und lächelt' drauf.

Doch bald war Falters Treu' dahin.
Nach andern Blumen stand sein Sinn.
Das Blümlein schlug die Augen zu,
erbleichte drob und starb im Nu.

Isabellas Lied wurde berühmt und es gab Leute, die sich auf dem Pfarrhof Binninge nur etwas zu schaffen machten, um es zu hören. Sie sang es, jedesmal wenn man sie bat, ohne alle Umstände — es war, wie wenn sie selbst sich dessen nicht bewußt gewesen wäre, daß es um dieses Lied etwas Seltsames war. Andere versuchten es zu singen, aber das kam nur einfältig, falsch und lächerlich heraus. Nur wenn Isabella die drei Strophen gesungen und die letzten Akkorde der kunstlosen Melodie gespielt hatte, kam es niemals vor, daß jemand den Mund verzog. Dann pflegte es eine Weile still zu sein.

Die Frau Pfarrer war verzweifelt, obgleich sie nichts zu sagen wagte, weder in Gegenwart Fremder noch vor Isabella. Sie ging hinaus in die Küche und weinte, und sobald sie dann mit ihrem Gatten allein war, schüttete sie ihr Herz aus. Sie war überzeugt davon, daß Isabella das Lied selber gedichtet hatte. Der Pfarrer bestritt das. Er meinte, es von seiner Jugend her noch zu kennen, und fragte seine Frau, ob sie wirklich glaube, daß Isabella das Blümchen als das schönste von allen bezeichnet hätte, wenn sie dabei an sich selbst gedacht hätte. Aber die Frau Pfarrer ließ sich nicht widerlegen. Es war Isabellas Lied, ihr eignes Lied, da war ein Irrtum nicht möglich. Sie hatte sicher den Grafen Sommervogel nicht vergessen, wie sie alle gehofft und geglaubt hatten. Nach sechs Jahren war der Armen die Erinnerung wieder aufgestiegen, trotz allem, was sie getan hatte, um sie niederzukämpfen. Das Kind war von einem wilden Geist entführt, es war verhehrt. Der Pfarrer begreife das nicht, beteuerte seine Gattin. Man müsse Frau sein, um das richtig verstehen zu können. Sophus sei im Bunde mit dem Teufel selbst gewesen, mit der Welt und unserem eigenen Fleisch. Seine Macht sei noch nicht zu Ende, Isabellas Seele sei noch in seinen Klauen. „Wir erhalten unsere Tochter niemals wieder“, lispelte die Frau Pfarrer in Angst und Qual und warf sich vornüber auf den Rükchentisch.

Der Pfarrer versuchte nochmals, sie zu beruhigen und zu trösten. Es gab vieles, was er nicht verstand,

das gab er zu. Aber es gab auch etwas, das er wußte, und das war, daß auch des Bösen Macht Grenzen hat. Unser Herr hat auch da noch ein Wort mitzureden, rief er feierlich aus. Und was Isabella angehe, so wäre mit ihr immer das Unerwartete geschehen, niemand hätte bisher voraussagen können, wie sie sich geben würde. Sie hat so viele verschiedene Seiten, dieses Kind, das uns Gott in Obhut gegeben hat. Da heißt es Geduld zu haben. Und damit kehrte Pfarrer Schröder zum dritten und letzten Abschnitt seiner Predigt zurück.

Er war kein schlechter Prophet.

Tags darauf wurde das Töchterchen des Rüstlers an Diphtherie krank und die Schule mußte geschlossen werden. Dennoch griff die Epidemie in Binninge und Umgebung um sich. Da gab es so viel zu tun im Pfarrhof, daß das Klavier ein paar Wochen still blieb. Sowohl die Frau Pfarrer wie Isabella erhielten die Erlaubnis, als Krankenpflegerinnen in den Schulsälen sich zu betätigen, denn das Epidemiekrankenhaus war bereits überfüllt. Der Provinzialarzt, jung und energisch, kam hier heraus, um den Seuchenherd auszuforschen und die Anordnungen zu überwachen und wurde im Pfarrhof einquartiert. Auch als die größte Gefahr schon vorüber war, kam er noch ab und zu dorthin, um seine Patienten zu besuchen. Er arbeitete tüchtig, war aber dabei fröhlich und unerschrocken, beinahe ein wenig schroff. Er spielte Brettspiel mit dem Pfarrer und konnte nicht begreifen, warum er

nicht auch das alte Whist zu zweien sollte lernen dürfen — das eine könnte doch nicht sündiger sein als das andere, stellte er nicht ohne Übermut fest. Als ihm die Frau Pfarrer „Apfelschnitten in Mönchskutte“ als Nachtmahl vorsetzte, genau dieselben, die er als Kind bekommen hatte, da nahm er sie um die Mitte, zu ihrem Schreck. Aber er war auch musikalisch, spielte und sang mit Isabella. Es war ganz merkwürdig, wie oft er sich die Zeit nahm, nach seinen Rekonvaleszenten in Binninge zu sehen. Eines frühen Herbstabends gab es ein solches Unwetter, daß die Frau Pfarrer sich verpflichtet fühlte, ihn einzuladen, im Haus zu übernachten. Er sang Schumann und Isabella sang Almquist's Songs, die er nie zuvor gehört hatte. Die machten einen starken Eindruck auf den jungen Mann, der aus einem Pfarrerheim in West-Gotland stammte und mit seinem Vater einen lateinischen Briefwechsel führte. Man ging über zu religiösen Liedern und es zeigte sich, daß er Wennerbergs „Psalmen Davids“ vortragen konnte. Die Frau Pfarrer saß wie auf Nadeln, denn sie hatte Angst, Isabella könnte wieder zu ihrem Schmetterling und der elegischen Erinnerung an den Grafen Sommervogel übergehen. Und als der Doktor am Schlusse hat, Isabellas Lied hören zu dürfen, von dem so viel geredet wurde, ging sie einfach aus dem Salon — sie mußte selbst ihren Mann zum See bitten, der auf seiner Stube wäre und an seiner Predigt arbeitete. Von dort her hörte sie zu ihrem Grauen Isabella die

drei unheimlichen Strophen singen und sie war darüber ganz außer sich: Warum mußte Isabella, gerade jetzt, diese Erinnerungen wieder auffrischen — wären die nicht, dann könnte so nach und nach alles eine bessere Wendung nehmen. Aber sie mußte zugeben, daß Isabella ihr Lied niemals inniger, wärmer, herzzerreißender gesungen hatte. Es lag ein Abgrund von Schmerz, von lähmendem Kummer, von trostloser Wehmut in den Schlußakkorden. „Guter Gott, warum kam je dieser Sophus Sommervogel hierher“, brach sie aus.

„So, so“, meinte der Pfarrer. „Nun, gehen wir für alle Fälle jetzt zu ihnen hinein.“ Als sie die Tür öffneten, stand der Doktor vor dem Klavier und in seinen Armen lag Isabella, weinend, aber mit roten Backen und mit Augen, die strahlten.

Der Doktor sah nicht im mindesten verlegen aus.

„Isabellas Lied ist schrecklich ergreifend“, sagte er lachend. „Jetzt hat sie mir aber versprochen, es niemals mehr zu singen.“

Und dieses Versprechen hielt sie.

Peter Larsson und Sören Wacke

1.

Diese Geschichte beginnt mit Weihnachten 1863 und reicht bis zu einem Tage im September des Jahres 1909. Die meisten, die ihren Anfang erlebt haben, erfuhren niemals ihr Ende. Nur der alte Sören Backe, der hoch oben auf dem Hallandsrücken vor seiner einfachen Hütte auf einem geriefelten Mühlstein saß, hatte sie von Anfang bis zu Ende erlebt und konnte die einzelnen Teile der Kette zu einer Einheit zusammenfügen. Ein so getreues Gedächtnis wie er hatte kein anderer, und je mehr die Augen mit dem fortschreitenden Alter schwächer wurden und den Dienst versagten, desto deutlicher lebten die Bilder aus längst vergangenen Zeiten in seiner Erinnerung auf. „Ich kann es sehen!“ sagte er dann und der leere Blick schweifte hinaus über die heidekrautbewachsene Fläche.

2.

An einem Wintermorgen, es ging auf Weihnachten, kam Frau Selena Ekberg — wir nennen sie die alte Frau Ekberg, damals war sie aber noch jung und hatte noch nicht lange dem Haushalt des Gasthofes Margretetorp vorgestanden — nach ihrer Speisekammer, um eine Schüssel mit Sahne zu holen. Da schien ihr,

als ob die wacholdergeräucherten Schinken an der Decke schief hingen und in Unordnung wären, und es fiel ihr ein, sie nachzuzählen. Es fehlte einer von ihnen. Sie ging weiter zum Gestell und sah nach dem Käse. Ganz hinten im dunkelsten Winkel war ein Platz leer. Sie untersuchte ihre weiteren Vorräte. Nein, sonst fehlte nichts. Sie stand eine Weile still und ließ ihre Hausleute der Reihe nach im Geiste vorbeiziehen. Die alten Dienstleute passierten rasch, nur der Ordnung halber. Schon langsamer zogen die Küchen- und Serviermädchen vorbei, es gab eine kurze Musterung und dann ein kurzes Nicken. Schließlich kamen die verschiedenen Stubenmädchen an die Reihe, die neue Aufwärterin von Ostorp und der Stalljunge, der das Wasser in die Küche bringt. Keins in diesen kam ohne genaue Musterung davon. „Der ist nachlässig — die ist faul, aber ich glaube nicht, daß eins von ihnen unehrlich ist,“ dachte Frau Ekberg. „Gott sei Dank, es ist bestimmt einer, der durch das Kellerfenster hereingekommen ist.“

Sie ging hin, um dieses zu betrachten, und ließ den Finger über das Holz der Einfassung gleiten; sie war staubfrei. „Ist der Dieb auf dem Wege hereingekommen, dann ist er mager wie ein Wiesel — vielleicht vor Hunger, der arme“ dachte Frau Ekberg, und ging mit ihrer Schüssel voll Sahne wieder hinauf in die Küche.

Sie erwähnte ihre Beobachtung mit keinem Wort, weder den Angestellten gegenüber, die alle Hände voll

für die Weihnachtsfeiertage zu tun hatten, noch ihrem eifrigen Gatten gegenüber, den man bald im Stall, bald im Büro, bald in der Wartestube hören und zwischendurch beobachten konnte, wie er in seinen gespornten Stulpenstiefeln über den Hof schritt — er hatte sehr oft in geschäftlichen Dingen nach Ängelholm zu reiten. Ich sehe keinen Anlaß, den Ameisenhaufen in Aufregung zu bringen, dachte die junge Wirtin; aufpassen kann ich selbst.

Aber am Abend des Dreikönigstages, als sie mit Sören Backe, dem Stallwärter — der schon länger im Hause war als sie selbst, beinahe zwanzig Jahre — zusammensaß und plauderte, konnte sie die eine oder andere Andeutung nicht unterdrücken. Der stille und fromme Sören verstand Andeutungen, und sie waren bei ihm in guter Sut. Zusammen mit Frau Elberg ging er die Bewohner der Umgegend durch, zumindest alle die, die Geschäfte auf Margretetorp zu besorgen hatten, und wer sich auf die Kunst verstand, zu hören, nicht nur auf den Wortlaut, sondern auch auf den Tonfall, nicht nur auf das, was gesagt wurde, sondern auch auf das, was nicht gesagt wurde, würde dabei wohl manches haben lernen können. Es wurde kein Schluß gezogen, ja kaum eine Vermutung ausgesprochen, und doch war es im Laufe der Überlegungen recht klar geworden, daß Peter Larsson von Hulebäckeryd für seine siebzehn Jahre ungewöhnlich schmale Schultern, eine sichere Auffassung und einen raschen Blick hatte. Frau Elberg ließ auch eine Bemerkung

darüber fallen, daß die Bissen Brot dort oben in der Gebirgskate mitunter wohl knapp wären. Sören wollte sich auch nach langem Nachdenken besinnen können, daß Peter Larssons Tante, die jetzt in Haslöv verheiratet war, in ihrer Jugend als Dienstmädchen auf dem Pfarrhof zu Hjärnarp beschäftigt gewesen war, diesen Posten aber nach einem Jahre plötzlich hatte verlassen müssen — ein Fall, der sich zu Zeiten der alten Frau Probst ohne gewichtigen Grund kaum ereignet hätte.

So stand die Sache. Weder Frau Ekberg noch Sören Backe übereilten sich und keins von beiden empfand richtige Entdeckerfreude. Aber sie hielten die Augen offen. Peter Larsson kam weiter mit Botschaften und Briefen, holte Post, kaufte Branntwein für die Nachbarschaft, und einmal, gegen den Frühling zu, da die Reisenden sich drängten wie die Bienen um das Flugloch und die Reservepferde von meilenweit entfernt gelegenen Gehöften zusammengeholt werden mußten, erbot er sich, ein Gespann von einem Hof zu besorgen, der beinahe schon drüben bei Rebbelberga lag. Er lief dahin in weniger als einer Stunde, kam auf einem der beiden Gäule reitend zurück und kutschierte dann den Handelsreisenden zur großen Erleichterung der Knechte flott nach Munka Ljungby. Die Pferde brachte er in tadellosem Zustande wieder zurück, obgleich der Handelsreisende zu jener Sorte von „Schindern“ gehört hatte, die die Pferde gerne selbst mit der Peitsche antreiben. Rein

Zweifel, etwas war los bei dem Jungen. Am Abend erhielt Peter Larsson, ehe er, mit dem Trinkgeld in der Tasche, zurück nach seiner Kate in Hulebäckeryd wanderte, gutes Essen, und Frau Ekberg hatte ihm sogar durch das Mädchen noch einen Schnaps dazu einschenken lassen.

Aber als Sören Backe und Frau Ekberg sich am selben Abend in der Diele trafen, gaben sie sich einen stummen Blick. Der bedeutete, daß es nun galt, besonders aufzupassen. Wäre er es, dann fände er die Gelegenheit jetzt günstig.

Eigentümlich genug: es war bei beiden ein trauriger Blick. Peter Larsson war ein fixer Junge. Er gehörte nicht zu denen, die lang und breit schwätzen, alles aber, was er tat, tat er sicher und rasch.

3.

Bald darauf war Ostern. In der Nacht nach dem zweiten Feiertag erwachte Frau Ekberg durch ein Poltern, das aus dem Keller zu kommen schien. Leise warf sie ihre Kleider um, ohne ihren Mann zu wecken, und ging hinunter in die Speisekammer. In der grauen Morgendämmerung sah sie eine dünne, schwächliche Gestalt vorne beim Fenster stehen; nur die Umrisse konnte sie wahrnehmen, das Gesicht war unbeleuchtet.

Frau Ekberg hätte überlaut rufen können, aber sie tat es nicht. Mit ruhiger, leiser Stimme fragte sie: „Wer ist es?“ Es kam die gewöhnliche, unterwürfige und unschlüssige Antwort: „Nur ich bin's.“ „Wer ist ich?“ fragte Frau Ekberg erneut. Aber in diesem Augenblick schien die graue Sputzgestalt ihre Geistesgegenwart wiederzugewinnen. Im Nu hatte sich der Kerl über ein Gestell hinaufgeschwungen und durch die Fensteröffnung hindurchgezwängt. Frau Ekberg hätte vielleicht hinstürzen und zufassen können, aber sie versuchte es gar nicht. Statt dessen kehrte sie um und ging die Kellertreppe wieder hinauf; sie beeilte sich nicht einmal sonderlich. Ich bin so gut wie sicher, daß es Peter Larsson war, dachte sie. In der Diele angelangt, ging sie zur Haupteingangstüre. Der Riegel war vorgeschoben wie gewöhnlich, aber sonst war die Türe unverschlossen. Frau Ekberg drehte den Schlüssel ein paar Mal um. Dann erst stieg sie zur Schlafstube hinauf und weckte ihren Mann: „Es war ein Dieb in der Speisekammer. Er entkam durchs Fenster. Ich bin so gut wie sicher, daß es Peter Larsson von Hulebäckeryd war.“

Sie hatte kaum ausgesprochen, als der Wirt aufsprang. Er schlüpfte rasch in die Kleider, die Sporen klangen, er stürzte hinaus in das Büro und holte das Jagdgewehr, das dort geladen an der Wand über dem Schreibtisch hing. Schon stand er vor der Haupteingangstüre, mit roten Backen, ein dunkles Feuer in den Augen; er schlug den Riegel zurück, allein die

Tür ging nicht auf. Mit all seiner Kraft stemmte er sich dagegen; Frau Ekberg sah ihm eine gute Weile zu, dann sagte sie: „Es wird wohl jemand am Schloß gewesen sein, der Schlüssel steckt darin.“ In der nächsten Sekunde hatte Anders Ekberg geöffnet und war im Morgengrauen verschwunden. Sie hörte ihn durch den Garten eilen und wußte, daß er versuchen wollte, dem Fliehenden den Weg bis zur Brücke am Bach abzuschneiden. Es vergingen einige bange Minuten; dann fiel ein Schuß und kurz darauf noch einer. Frau Ekberg hatte sich auf ihr Bett gesetzt.

Als der Wirt zurückkehrte, trocknete er sich den Schweiß von der Stirne und warf die Flinte in die Ecke; er war aber schon ruhiger geworden und sagte: „Ich merkte, wie sich hinter den Büschen etwas bewegte. Er war auf den Steinen hinübergesprungen; ich schoß ihm zweimal nach und zielte tief auf die Beine, aber die Entfernung war zu groß. Ich hörte noch, wie er weiterlief — in der Richtung nach Hulebäckeryd. Jetzt lasse ich Sören anspannen. Komme ich früher dort an als er, dann sei ihm Gott gnädig!“

„Das Schlimmste ist vorüber“, dachte Frau Ekberg und atmete erleichtert auf. „Diebstahl hat es zuvor schon auf Margretetorp gegeben, aber von Blutvergießen sind wir bis jetzt noch verschont geblieben.“

Selten vorher sind die Pferde des Wirtes den Berghang in schärferem Tempo hinaufgejagt als in dieser Frühlingsnacht; durch den Hohlweg ging es im Galopp. Aber auch Peter Larsson war flink wie

ein Wiesel. Als Anders Ekberg endlich in Hulebäckeryd ankam, lag dort alles in tiefem Frieden. Er stieß die Türe der Behausung auf und ging, die Peitsche unterm Arm, hinein bis vor das Schrankbett. Allein, dort lag unter der Decke Peter Larsson, schläfrig und unschuldig, in einem blauen Arbeitshemd — rieb sich die Augen und betrachtete erstaunt den Wirt. „Soll ich auf und kutschieren?“ fragte er. Anders Ekberg sah, wie rot und heiß der Junge war und wie ihm die Brust flog. „Der muß von einer Jagd über das Gebirge geträumt haben“, sagte er, drehte sich hierauf auf seinen Absätzen um und trat langsam wieder die Heimfahrt an. Sier war nichts mehr zu machen. Nähere Erklärungen konnte er nicht geben und niemand verlangte sie auch von ihm.

4.

Der Frühling ging und auch der Sommer. Die Lage wurde eigen für Peter Larsson, denn obgleich alle auf Margretetorp die Schüsse in der Osternacht gehört hatten, wußte niemand eigentlich, was sich zugetragen hatte, niemand außer dem Wirtsehepaar und Sören Backe, und die verstanden alle drei zu schweigen. Peter Larsson behielt seine gute Miene und kam zum Gasthof wie zuvor, ja noch öfter. Er durfte weiter überall anpacken, und einen verlässlicheren Kutschknecht, einen rascheren und willigeren Boten als ihn

gab es weder für Geld noch für gute Worte. Wenn Frau Ekberg eilig eine Schüssel Forellen brauchte, obgleich der Bach halb ausgetrocknet war: Peter Larsson brachte sie ganz unerwartet — er hatte sie, als alle anderen längst die Hoffnung aufgegeben hatten, noch welche zu fangen, mit den bloßen Händen hinter den Steinen herausgeholt. In den höchsten Zweigen des Kirschbaumes hingen noch Unmengen von Kirschen, zu denen niemand gelangen konnte und die man daher längst den Spazern und Staren überlassen hatte; Peter Larsson gelangte hinauf und pflückte sie, ohne auch nur ein Zweiglein abzubrechen. Dabei ging er gar nicht auf Geld aus, und als einmal eine Sorte Wasserinsekten sich in einem alten Brunnen einnistete, war er eines Morgens ganz still in den Schacht hinabgeklettert und hatte ihn geleert und gereinigt, ohne daraus das geringste Wesen zu machen. Man merkte, wie schwer er es hatte, sich von Margretetorp zu trennen. Er fand stets neue Vorwände, um sich dort nützlich zu machen.

Frau Ekberg sah das und ließ es geschehen, aber vergessen und einen Strich unter das Vorgefallene machen, konnte sie nicht, viel weniger noch als selbst der Wirt. Sie nahm wie die anderen Peter Larssons Dienste entgegen, sorgte dafür, daß er stets seinen ordentlichen Lohn erhielt, und mehr als einmal übergaben ihm die Mägde abends ein Bündel mit Essen, das er nach der Rate in Hulebäckeryd mitnahm. Allein, sie sprach nie mit ihm, sie bemerkte ihn nicht

einmal; stand er im Hofraum, um einen Wagen zu schmieren, und sie erschien, so hatte sie sofort wieder im Hühnerstall oder im Weinkeller zu tun. Peter Larsson schluckte und schwieg; seinen Trost suchte er bei Sören Backe, der wußte und doch mit ihm redete.

Sören Backe war ein Mann für sich. Er ging gegen die Vierzig und besaß eine Hütte oben auf Backen, von der er seinen Namen erhalten hatte. Diese Hütte hatte er aber an einen ausgedienten Soldaten verpachtet, während er selbst vorzog, als Knecht auf Margretetorp unter Anders Ekberg ebenso zu dienen wie schon unter dessen Vater. Er tat dies hauptsächlich um der Tiere willen, denn Sören fühlte sich wohl unter ihnen und konnte niemals genug Pferde und Rüge und Schafe um sich haben. Er hatte auch Macht über sie! Wenn er in den Kuhstall kam, drehten sie sich alle nach ihm um und folgten ihm mit ihren großen feuchten Augen, und es gab kein Pferd, das so bissig war, daß, wenn es in den Stall zu Sören kam, dieser nicht zu ihm hingehen und ihm seinen Willen hätte aufzwingen können. Von jedem Tiere wußte er, wann es zur Welt gekommen war, wie viele Kälber eine Kuh hatte und wohin diese gekommen waren, und weit und breit in der Gegend bedurfte es keiner geschriebenen Stammbäume, denn Sören hatte alle im Kopfe. Wenn die Knechte ihn reizen wollten, behaupteten sie, er hielt es mit den halbwilden Rassen auf der Scheunentenne oder im Wagenschuppen. Aber er wurde darüber nicht böse, sondern lachte nur milde.

Es war ein Friede um Sören Backe wie um einen Mann aus einer anderen Welt, und als Peter Larsson zu ihm eintrat, war ihm, als ob er unter ein Kirchenportal getreten wäre: Sören stand hinten im Dunkel und redete freundlich mit einer Ruh. In den schrägen Strahlen der Sonne tanzten die Staubkörner und die Strohhalme leuchteten wie Gold. Aus all den Ruh- und Pferdeständen hörte man es wie murmelndes Rauschen eines Wasserrades. Es duftete nach Milch, Heu und Dung. Das ergab einen Geruch, der Sören überallhin anhing, denn er schlief auf einer Pritsche drinnen bei den Tieren, obgleich er eine eigene Kammer hatte — er wollte immer zur Hand sein. Es gab andere Knechte, die nach Pferde- und Kuhstall rochen, aber keiner hatte den zarten, süßen, warmen Geruch in den Kleidern, den Sören hatte, es war wie von Klee und süßer Sahne.

Er war gut zu den Tieren, aber auch freundlich zu den Menschen. Er zählte zu jenen, die niemals versuchen, einem lebenden Wesen die Last noch schwerer zu machen. Unter dem alten Wirt war eine frische Stallmagd eingestellt worden, die die Aufgabe erhielt, ein Kalb aufzuziehen. Sie war sehr eifrig, das Tier aber wollte nicht gedeihen und starb schließlich, als Sören gerade bei Herrevadskloster auf Bestandsaufnahme war. Als er kam und sah, wie untröstlich die Magd war, wie sie weinte und sich die Sache zu Herzen nahm, redete er ihr ein, der Tod des Kalbes wäre nicht auf die Ernährung zurückzuführen, sondern

darauf, daß es mit seinem weichen Maul, vom Hunde eines Reisenden gejagt, sich an einer Tür gestoßen habe — Kälber in diesem Alter, erklärte Sören, seien unerhört empfindlich am Maule. Das Merkwürdigste war, daß er das so ernst und sachkundig entwickelte, daß das Mädchen ihm glaubte und sich beruhigte; gleichzeitig sorgte er dafür, daß ihr nächstes Kalb leichtere Kost erhielt.

Es war also Sören Backe, zu dem Peter Larsson mit seiner stillen Sorge Zuflucht nahm, und gegen Ende des Sommers war es so weit gekommen, daß der Junge im Stalle bei den Kühen schlafen durfte, wenn Sören seine Nächte im Stall bei dem erkrankten Pferde verbrachte. Das war ein ganz großer Vertrauensbeweis, aber Peter Larsson war damit noch nicht zufrieden, denn Sören hatte den Wirtsleuten nichts davon gesagt, sondern auf eigene Faust gehandelt, und Frau Ekberg hatte nach wie vor immer noch keinen Blick übrig für den mageren Rätnerjungen mit den aufgeweckten Augen, so beflissen dieser auch den Mägden Wasser in die Zuber pumppte oder so unaufgefordert er auch für die Bohnengewächse Haselstangenstüßen zurechtmachte — er allein hatte vorausgesehen, daß Frau Ekberg solche Stangen brauchen würde, und als diese sie dem Hackknecht in Auftrag gab, ging er still weg nach dem Leiter-schuppen und holte sie hervor. Frau Ekberg bat ganz kurz die Haushälterin, sie entgegenzunehmen, und ging hinein, ohne darüber weiter ein Wort zu verlieren.

Dieser letzte mißglückte Versuch war der Tropfen, der den Becher zum Überfließen brachte. In der Nacht, als Sören gerade auf war und dem kranken Pferde ein Viertel Branntwein verabreichte, sah er Peter Larsson in der Stalltüre stehen, bleich und fröstelnd — es war schon kalt, der graue Morgennebel legte sich mit feuchtem Tanggeruch vom Meer herüber über die Ebene von Ängelholm. „Was soll ich tun, Sören; sag mir, was ich tun soll, Sören, ich kann nicht schlafen, ich finde keine Ruhe mehr.“ Es war niemals zwischen den beiden von der Osternacht die Rede gewesen. So dicht an ihr Geheimnis waren sie noch nie mit Worten herangekommen, wiewohl sich ihre Gedanken im letzten halben Jahr oft darum gedreht hatten.

Sören klopfte dem Pferd auf den Hals, das ein kurzes Wiehern von sich gab. „Der hat auch keine Ruhe gehabt, aber jetzt, glaube ich, wird es besser werden.“ Langsam kam er hervor zu Peter Larsson, und als er sah, wie verstört das Gesicht des Jungen war, legte er seine Hand auf dessen Schulter: „Mit Menschen kann es oft schlimmer sein. Aber nun will ich dir den besten Rat geben, den ich weiß, Peter Larsson. Geh hinein in meine Kammer und nimm die neue Decke. Zieh sie dir über die Ohren und schlaf. Und wenn der Morgen kommt, dann geh geradewegs hinein zu Frau Ekberg und sag ihr die Wahrheit — sie hat lange genug darauf gewartet.“

Peter Larsson antwortete nichts, er schlug nur die Zähne zusammen und verschwand.

Er gehorchte auch. Frau Ekberg hatte noch nicht lange im Büro gesessen, wo sie das Tagebuch über die auslaufenden Postkutschen durchsah, als es an der Türe klopfte. Peter Larsson trat ein; er war in der Morgendämmerung noch rasch zu Hause in der Kate gewesen und hatte seinen grauen Lodenanzug angelegt. Die Mütze hielt er in der Hand.

„Was willst du?“ fragte Frau Ekberg. Es war das erste Mal seit Ostern, daß sie ihn anredete.

„Ich möchte nur fragen, wie lange die Frau Wirtin noch auf mich böse sein will“, kam es von der Türe her mit leiser, aber fester Stimme.

Sie sah ihn eine Weile an. Nun war es mit dem Jungen so weit gekommen, fand sie, daß es sich nicht mehr lohnte, in Anspielungen und Redensarten zu sprechen.

„Solange, bis du gestehst, daß du in meiner Speisekammer gewesen bist, und versprichst, nie wieder zu stehlen.“ Sie sprach deutlich und langsam und ohne Zorn.

Peter Larsson hob den Blick und sah ihr in die Augen. „Ich verspreche, daß ich nie mehr auch nur für ein Öre etwas stehlen werde, weder Euch noch anderen.“ Im gleichen Augenblick brachen die Tränen hervor und er stürzte zur Türe hinaus.

Frau Ekberg sah ihm durchs Fenster nach — er lief die Hauptstraße hinauf, dem Bergabhang zu. Sch

konnte ihm ja kein einziges gutes Wort geben, dachte sie, aber das kann ich wohl nachholen, wenn wir uns das nächste Mal sehen. Jedenfalls ist diese Geschichte jetzt erledigt.

Das gute Wort wurde freilich nie gegeben. Denn die Frau bekam ihn nie mehr zu Gesicht. Allein die Geschichte war gleichwohl nicht erledigt.

Peter Larsson kam nicht mehr zurück nach dem Gasthof Margretetorp. Schon am selben Tage verschwand er auch von Hulebäckeryd, barfuß und mit leeren Händen, die Schuhe an einem Riemen über die Schulter gehängt. Zu Hause hatte er den Bescheid hinterlassen, daß er zurückkommen wolle, wenn er imstande sein werde, die Beine unter den eigenen Tisch zu strecken. Dieser Tisch würde aber nicht hier stehen, waren seine letzten Worte.

6.

Jahre, Jahrzehnte vergingen; nach Peter Larsson fragte niemand mehr. Seine Eltern verzogen nordwärts über die halländische Grenze und man hörte nichts mehr von ihnen. Auf Margretetorp gab es auch niemanden, der weiter an Peter Larsson dachte, außer Frau Ekberg und Sören Backe. Selbst der Wirt hatte ihn vergessen, als er starb. Sören Backe freilich war nicht der Mann, der etwas vergaß. Er war jetzt alt; sein Gesicht hatte unzählige

kleine feine Runzeln bekommen, wiewohl es das rosigte Aussehen immer noch hatte, und das rundgeschnittene Haar war immer noch gleich hell, wiewohl man bei näherem Hinschauen feststellen konnte, daß es nicht mehr flachsblond wie früher, sondern weiß war; einzig und allein der süße Geruch von Milch und Klee in seinen Kleidern war vollkommen unverändert geblieben. Der Alte begann schon müde und gebrechlich zu werden; es kam vor, daß man ihn mitten am helllichten Tage auf seiner Pritsche im Kuhstall eingeschlummert fand. Statt am Tage wachte er in den Nächten. Den Rühen und Pferden widmete er sich immer noch weiter so angelegentlich, daß er den Jungen des Wirts alles, was sich mit ihnen seit der Belegung im Jahre 1849 bis zum Jahre 1899 zugetragen hatte, aufzählen konnte, und wenn sich jemand den Spaß machte, die Ziffern eines bestimmten Jahres, z. B. 1857 oder 1889, aufzuschreiben und sie dann später wieder mit seinen Angaben zu vergleichen, dann stimmte alles haargenau überein, nicht nur bei den Fohlen, sondern auch bei jedem Mastkalb, das ein paar kurze Sommermonate Süßmilch auf der Waldweide geschlabbert hatte. Als aber das neue Jahrhundert anbrach, zog sich Sören nach seiner Hütte Backe zurück. Einen leeren Beutel hatte er niemals gehabt, jetzt aber war er geradezu wohlhabend. Er wollte sogar für die Färse bezahlen, die er mit sich hinaufnahm und die einsam im Stalle neben seiner Kute stehen sollte; das ließ man jedoch nicht zu; sie stammte von der ersten rot-

gefleckten Kuh, die er auf Margretetorp zur Michelsmesse 1849 gemolken hatte — das war im selben Jahr, in dem er vom Kriegsdienst auf Fünen zurückgekommen war und die Stelle beim alten Wirt angenommen hatte.

Nachdem Sören sich auf Bäcke wieder eingerichtet hatte, blieb er dort und setzte seinen Fuß nicht wieder auf den Boden von Margretetorp — es war, wie wenn er die Tiere dort nicht mehr hätte weiden und in den Kuhstall hätte sehen wollen, wo die schwarzweißen Ostfriesen jetzt mitten unter den rotgefleckten Kühen der alten Rasse ihr Gebrüll anstimmten. Er hatte daher auch nicht die neue große Gebädefront aus rotem Ziegel gesehen, die Frau Ekberg im Jahre 1902 auf der anderen Seite der Straße hatte aufführen lassen und für sich als Witwensitz ausersehen hatte. Als dann schließlich auch Frau Ekberg starb, hochbetagt und lebensfroh — das war im Sommer 1909 —, war Sören Bäcke bereits so alt und hinfällig, daß sich niemand wunderte, als er nicht beim Begräbnis erschien; er saß jetzt meist auf dem Mühlstein vor seiner Hütte und sonnte sich, mit seiner großen Bibel auf dem Schoß. Es war wohl ungewiß, ob er alle die Buchstaben noch unterscheiden konnte, aber das brauchte er auch kaum, denn er konnte alles auswendig, Kapitel für Kapitel und Vers für Vers, und mit zitterndem Finger wandte er die Blätter um, während er zur Kuh hinüberlauschte, die auf der Wiese unterhalb graste.

Im September desselben Jahres, in dem Frau Elberg im Sommer gestorben war, kam eine Wirtskutsche von Ängelholm nach Margretetorp. Die Reisenden, ein älterer Herr und eine Dame, wünschten nicht weiterzufahren, sondern baten, einige Tage hier Rast machen zu dürfen. Es war ein eleganter Herr in grauem Reisedress, einem englischen Redingot mit umgeschlagenen Schößen und Knöpfen am Rücken, mit einer kleinen Tasche vorne zum Hineinstecken von Fahrkarten. So sieht ein richtiger weitgereister Tourist aus, dachte man allgemein im Gasthose, wo jetzt der älteste Sohn von Frau Elberg das Zepter schwang. Der Reisende hatte graue Handschuhe, einen grauen Zylinder und trug einen grauen Backenbart; über die eine Schulter hing ihm an einem prachtvollen gelben Riemen ein Fernglas herab, durch das er lange und gedankenvoll die blauen Umrisse des Kullen, der Landzunge auf der anderen Seite der Bucht betrachtete. Hierauf reichte er das Fernglas artig der Dame, die unter ihrem Panamahut mit schwarzem Band ebenso elegant aussah wie er, nur bedeutend jünger war, und als er sich mit ihr auf Dänisch unterhielt, zeigte es sich, daß er ausgezeichnet Bescheid wußte, sowohl um die Leuchtbake von Hokull wie um den Leuchtturm weiter draußen auf der Spitze.

Die beiden waren ein Ehepaar; sie war Dänin und auch er hielt sich ans Dänische, verstand aber zugleich ohne die geringste Schwierigkeit alles, was auf Schwe-

disch gesagt wurde. Es war leicht zu erkennen, daß er geborener Schwede war. Ehe die Sonne unterging, war es auch klar, daß er sich in der Gegend gut auskannte, denn am Nachmittag fragte er ganz plötzlich, ob nicht Frau Ekberg zu Hause sei. „Die ist tot“, antwortete die Aufwärterin. „Das ist schade“, bemerkte der Unbekannte. Der junge Wirt, der aufmerksam wurde, näherte sich, und der Unbekannte fragte ihn, ob er Frau Ekberg persönlich gekannt habe. „Sie war meine Mutter — sie starb in diesem Sommer“, war die Antwort. „So, so“, gab der andere etwas trocken zurück. Aber nach einer Weile fügte er hinzu, daß er nicht weit von hier gebürtig sei — er machte eine unbestimmte Bewegung nach dem Berghang zu — daß er Frau Ekberg früher einmal gekannt habe und gern mit ihr über etwas gesprochen hätte. Nun wäre es also zu spät und daran könne leider niemand etwas ändern.

Am Abend ging er umher und besichtigte gemeinsam mit seiner Frau alle Gebäude. Er war begierig, das neue Gasthofsgebäude zu sehen, zeigte sich aber ebenso interessiert an dem alten. Er guckte in die Pferdeställe hinein, ging durch den Kuhstall, blieb darin eine Weile stehen und wollte seiner Frau auch die Küche und Keller zeigen. Es sah aus, als ob es ihnen gut gefiele, denn sie blieben fast eine Woche und machten gemeinsam lange Spaziergänge hinauf auf den Bergrücken. Mehr als einmal kam die Frau mit zerrissenen Kleidern, mit denen sie an den Brombeersträuchern hängen-

geblieben war, nach Hause. Aber darüber lachte sie nur und am folgenden Tage hatte sie eine neue, noch duftigere Robe an, mit noch mehr Spitzenbesatz als zuvor. Eines Tages bestellte er eine Kutsche, bemerkte aber, keinen Kutscher dafür nötig zu haben, und darauf durfte man sich verlassen, denn er verstand das Fahren — hatte er doch selbst Pferde und Wagen zu Hause in Kopenhagen, wie er erklärte, die zu seinem großen Hotel gehörten. Es wurde bald bekannt, daß er nach Hulebäckeryd kutscherte und daß das dänische Paar dort in mehreren Hütten war und Besuch machte. Dort hätte die junge Frau Tränen in die Augen bekommen, erzählte man sich, so tief bewegt wäre sie von der Armut gewesen, die sie dort vorfand, die sie aber in ihrer Einbildungskraft wohl größer ausmalte als sie in Wirklichkeit war. Sie hatte zum Beispiel dem alten Kvist einige Geldscheine zugesteckt, der nachweislich auf der Sparbank 13000 Kronen liegen hatte.

Im Fremdenbuch hatte er seinen Namen eingetragen, und der junge Wirt las ihn neugierig: Peder Larsen, Hotelier, mit Gattin, Kopenhagen, stand dort. Er war nicht ganz sicher, ob ihm nicht ein Mann dieses oder ähnlichen Namens schon untergekommen war; er glaubte, er habe Sören Bäck davon reden hören oder vielleicht seine Mutter. Was es jedoch damit für eine Bewandnis hatte, erinnerte er sich nicht mehr.

Desto betroffener war er, als der Hotelier Peder Larsen am anderen Tage kam und nach einem Melker

oder Stallwärter fragte, der Sören Backe hieß und der einmal auf Margretetorp gewesen sein sollte — der wäre wohl schon längst tot, meinte der Reisende. Als er aber hörte, daß Sören oben auf Backe lebte, bestellte er augenblicklich eine Kutsche für sich und seine Frau; diesmal aber mit einem Kutschknecht, denn er kannte den Weg dahin nicht.

Dank diesem Knecht wurde hernach bekannt, wie die Fahrt verlief. Als die dänischen Touristen sich der Hütte näherten, saß Sören auf seinem gewohnten Platz und las; der Knecht beschrieb wiederholt, wie still und friedlich es dort oben gewesen sei und daß Sören ruhig im Sonnenschein dageessen habe und daß die Ameisen einen Zug über sein eines Hosenbein hinauf quer über die aufgeschlagene Bibel und über seinen Stock herab gebildet hätten, was gar nicht so unglaublich ist wie es scheint, denn Sören lebte in tiefer Eintracht mit allen Tieren. Die Dänen hatten in einigem Abstand davon innegehalten und Sören betrachtet, ohne daß der Alte davon etwas merkte. Als sie schließlich näher hinzutraten, sah er mit seinen trüben Augen auf und begann das Gespräch mit zwei Worten: „Sie sticht.“ Merkwürdig genug, daß der dänische Hotelier diese Äußerung verstand; Sören sprach von der Sonne und wollte sagen, daß es ein warmer Tag sei; er lebte mehr im Empfinden als im Sehen. Was dann weiter zwischen den Fremden und Sören auf Backe verhandelt wurde, konnte der Knecht nicht berichten, denn er wurde in die Nachbarschaft

geschickt, um die Pferde zu füttern. Aber so etwa zwei Stunden gingen wohl bei dem Alten auf dem Mühlstein hin und als der Knecht zurückverlangt wurde, sahen alle drei recht feierlich aus, und die dänische Frau küßte ihren Mann auf den Mund — das war wohl so Sitte in ihrem Lande, darum mußte man es entschuldigen.

Dies erzählte der Knecht bei der Heimkunft, und am folgenden Morgen reisten der Hotelier Peder Larsen und seine Frau zurück nach Kopenhagen — ihr großes Hotel konnte sie länger nicht entbehren.

7.

Was der Knecht nicht hatte hören dürfen, werden wir wohl auch nie mehr erfahren können; und wer sagt, die Erzählung sei darum schlecht, weil die Hauptgeschichte gerade fehle, hat leider recht; aber der Tadler möge dafür bedenken, daß unser Bericht nicht das Werk der Phantasie ist, von der man Vollständigkeit und Reiz, um verlangen kann, sondern vielmehr die bescheidene Darstellung dessen, was sich wahrhaftig und wirklich ereignet hat. Wie schwach und hinfällig war doch der Faden, der die einzelnen Seile noch zusammenhielt — wäre der gerissen, dann wäre alles längst in das Formlose ewigen Vergessens versunken.

Allein der hinfällige Faden hielt noch die kurze Weile, die man von ihm verlangte. Nämlich am Tag

nach der Abreise des Hoteliers Peder Larsen, als der junge Wirt dasaß und nachgrübelte, ohne dem Rätsel auf die Spur zu kommen, tauchte Sören, von Backe herabhumpelnd, auf dem Hofplatz auf. Zum ersten Male wieder seit zehn Jahren. Er ging nach alter Gewohnheit hinein in den Kuhstall, wo er sich auf die Pritsche setzte, die einstmal die seine gewesen war. Dorthin ging auch der junge Wirt und da bekam er zu wissen, wer Peter Larsson von Hulebäckeryd war. Während Sören berichtete — „ich kann es sehen“, sagte er immer wieder —, sprangen plötzlich Kindheits-erinnerungen aus dem Dunkel auf, und er erinnerte sich der Schilderungen seiner Mutter von der Ostersnacht; denn auch er gehörte zu den Menschen mit gutem Gedächtnis, bei denen aus der Tiefe mehr auf-taucht als auf der Oberfläche Platz hat.

Allein von seiner letzten Unterredung mit Peder Larsen wollte Sören nichts verraten. Er hatte versprochen zu schweigen, und schweigen konnte er. Was er erzählen durfte, war bloß der Werdegang des Rätnerjungen draußen in der großen Welt: Peter Larsson hatte in seiner Jugend auf einer Ziegelei in Dänemark gearbeitet, war dort Vorarbeiter geworden, hatte dann ein Gasthaus auf dem Lande gepachtet, dieses gegen eins in Kopenhagen vertauscht und zum Schluß gegen eins von den großen Hotels der Stadt. Seit einigen Jahren war er verheiratet und war jetzt nach dem Hallandsberggrüden herübergekommen, um seiner Gattin die Heimat zu

zeigen. „... und weil er auch Frau Ekberg gerne etwas gesagt hätte — nun hat er es an ihrer Stelle mir gesagt.“ So schloß Sören Backe, und weiter hatte er nichts hinzuzufügen als: „Ich sagte der Dänin, daß sowohl ich wie Frau Ekberg immer gewußt hätten, daß in dem Jungen etwas steckte. Deshalb geschah es auch, daß Frau Ekberg damals in jener Osternacht die Haupteingangstüre zugeschlossen hatte. Es war nicht nur um ihres Mannes willen.“

Mit diesen Worten begann Sören Backe die Wanderung zurück nach seiner Hütte und am folgenden Tage fand man ihn tot auf dem Mühlstein, zusammengesunken über seiner Bibel.

Es war, wie wenn er noch eine letzte Aufgabe auf Margretetorp zu verrichten gehabt hätte.

Kammerherr Schnevogt
und die Kätnerfrau

1.

Der gegenwärtige Gasthof Margretetorp wurde im Jahre 1902 erbaut. Der alte Gasthof, ein schönes weißes, einstöckiges Gebäude auf der anderen Seite der Straße, stand noch bis zum Jahre 1924. Er stammte aus dem Jahre 1848. Vor ein paar Jahrzehnten gab es aber noch alte Leute, die den aus dem 18. Jahrhundert stammenden Gasthof beschreiben konnten, der noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Benutzung stand. Der lag mehr gegen Westen näher Solberg zu, wo sich jetzt Gärten und Äcker dehnen. Beinahe jedes Jahr werden dort Münzen in der Erde gefunden, die davon zeugen, welch lebhafter Handelsverkehr früher dort herrschte; und daß die Vorgänger des Hofes bis ins Mittelalter zurückreichen, kann man leicht erkennen, denn in der langen Reihe von Silbermünzen, die der jetzige Eigentümer in seinem Schranke aufbewahrt, stößt man auf die Bilder und Namenszüge der meisten schwedischen und dänischen Könige, und die ältesten sind dünne Brakteaten. Die Menschen sind dahin, sie selbst und ihre Wohnungen; nur ihr in edles Metall geprägtes Werk hat sie überlebt.

Aber noch ist die Erinnerung nicht ganz verlorengegangen an das, was sich auf dem Gasthose des

18. Jahrhunderts zugetragen hat; die eine oder andere Figur schimmert noch durch, einzelne Ereignisse haben sich bewahrt. Durch Generationen hat sie der Vater dem Sohn weitererzählt. Sitzt man und plaudert an einem herbſtlichen Nachmittag, ehe das elektriſche Licht angezündet wird und jemand noch auf den Gedanken kommt, das Radio einzustellen, ſo kann es geſchehen, daß die Erinnerungen aufleuchten durch das Dunkel wie die Blut in der Ofenafche. Und dann kann man die Erzählung vom Kammerherrn Schnevogt und der Rätnersfrau zu hören bekommen.

2.

Kammerherr Schnevogt war der Eigentümer einiger Herrenhöfe in der Ebene zwischen Förſlöv und Hjärnarp, und ſeine Reſidenz hatte er auf Unterhof. Aber nachdem er Witwer geworden war, hielt es ihn nicht viel zu Hauſe, und diejenigen, die mit ihm zu tun hatten, pflegten ihn ſtatt deſſen im Gaſthof Margreterop aufzuſuchen. Da gingen ſie ſelten fehl. Mitten über der Eingangſpforte des großen im Quadrat gebauten Gebäudes lag eine Kammer und ein Saal, die für Reiſende adeligen Standes beſtimmt waren; daneben gab es einen Raum für andere vornehme Gäſte und einige Zimmer für gewöhnliche Herrſchaften, denn ſo war es bereits in den Gaſthofbeſtimmungen der Königin Chriſtine vorgeſchrieben. In der Kammer

für Udelige hielt sich Kammerherr Schnevogt Wochen hindurch auf, Tag und Nacht; ab und zu hatte er seine Meerschampfeifen im Saale, in einem in die Mauer eingelassenen Schrank hängen, denn die Tonpfeifen behagten ihm nicht, die der Wirt in unbegrenzter Menge seinen Gästen zur Verfügung stellte und die, wenn sie zerschlagen auf dem Boden lagen, unter den eiligen Schritten des Bedienten knirschten. Unten in der Tiefe des Kellers hatte der Kammerherr für alle Fälle, um ganz sicher zu sein, einen privaten Vorrat an honigbraunem, starkem, würzigem Tokayer, sollten er oder seine Mitspieler einmal des Lagers an altem französischen und süßen Constantia überdrüssig werden; denn sobald der Kammerherr einmal angefangen hatte, richtig Rille zu spielen, dann geschah es, daß der Bediente die Fensterläden aufschlugen und die tropfenden Kerzen löschen konnte, ehe die Partie zu Ende, die Revanche angeboten und angenommen war — ob diese jetzt mit einer Aufrichtung des Besiegten oder dessen noch tieferer Niederlage verbunden war. Sicher ist, daß damals, als Kammerherr Schnevogt sein Vorwerk Benedike auf eine einzige Karte setzte und verlor — sein Unglück war ein Schweinetrumpf —, der Hahn zum dritten Male krächte, just als der Trumpf fiel.

Der Kammerherr war die Zierlichkeit selbst, und er nannte das Spiel nie Rille, sondern Cambio — er hatte es von Schröderheim in einer Frühlingsnacht im Kavaliersflügel von Ekolsund gelernt, da er als

junger Fähnrich dorthin kommandiert war, um am Karussellreiten teilzunehmen. Seiner Gesinnung nach war er Gustavianer, und als die Königinwitwe Sofia Magdalena das Zeitliche segnete, hielt er im großen Saal, der voll von Offizieren war, die sich auf dem Heimweg vom deutschen Feldzug befanden — man schrieb das Jahr 1813 —, eine Rede zu ihren Ehren, in der er behauptete, daß sie an Würde und Reiz nicht ihresgleichen gehabt habe; er sprach darin auch dunkel von einem Vergiftmeinnicht, und die Eingeweihten behaupteten, daß die tote Königin vor mehr als dreißig Jahren eine solche Blume einem gewissen Fähnrich Schnevogt dargereicht habe, der ihre Farben trug, als seine Lanze vor Armidas Schloß das Türkenhaupt traf. Damals hatte zumindest nicht etwas direkt Anstößiges in seinem Auftreten gelegen, wengleich die Blume der Treue von mysteriöser Bedeutung zu sein schien. Aber schlimmer war es ein andermal, als das Vergiftmeinnicht von neuem auftauchte, nicht auf einem wehmützvollen Grabeshügel, sondern in verdächtiger Nähe der Wasas und Gustavs, besprengt mit Tropfen edlen Blutes und genezt von den Tränen der Landesflüchtigen. Das war spät in einer Sommernacht, die Türen zum Saal standen offen, um Kühle hineinzulassen, neugierige Reisende gingen ein und aus, und Handlungsangestellte, die Pferde vor ihren Karren unten auf dem Hof auswechselten, spitzten die Ohren gegen das Fenster hinauf, als das Proffit ertönte und die leeren Gläser tanzend unten auf dem Steinbelag anlangten.

Am Morgen darauf stieg der Wirt zu Schnevogts Kammer hinauf, während dieser noch mit seiner Toilette beschäftigt war, und bat mit bebender Stimme, die jedoch allmählich fester und schärfer im Tone wurde, daß der Kammerherr doch den Frieden seines Hauses bedenken möchte. „Sollte das gesegnete Bergißmeinnicht noch einmal auf Margretetorp erwähnt werden, dann sehe ich voraus, daß wir alle noch unsre Tage mit Steinklopfen auf der Festung Varberg beenden werden. Wenigstens haben zwei der Handelsangestellten, die heute nacht vorbeikamen, zu den herum schnüffelnden Leuten gehört. Ich habe mit ihnen gesprochen, und ich glaube, sie halten reinen Mund; aber Gott bewahre uns davor, daß das so weitergeht. Ich würde Hof und Grund verlieren, und das wäre hart, gnädiger Herr, denn schon meine Vorfäter haben in Ehren hier geseffen viele hundert Jahre, schon seit der Zeit der dänischen Herrschaft. Ich habe von meinem Großvater gehört, daß es seinem Vater mehr als einmal in der Seele brannte, wenn schwedische Oberste ihr Hauptquartier hier mit Reitern und Fußvolk einrichteten, aber wir sind, in Christi Namen! bisher immer der geseßlichen Obrigkeit untertan gewesen, und darin wollen wir fortfahren. Wie groß die Ehre auch ist, die Herr Kammerherr meinem geringen Hause antun, so sage ich es doch ehrlich heraus, daß ich das nächstemal, wenn das Wort vom Bergißmeinnicht fällt, selbst meinen Gaul saddle und nach der königlichen Besizung Bäckaskog reite und

mich beim Generalgouverneur melden lasse. Es ist besser, er hört es von mir, den er kennt — ich werde es zumindest nicht schlimmer machen als es ist.“

Während der Wirt sprach, saß Kammerherr Schnevogt ganz ruhig vor seinem Spiegeltisch, beschäftigt mit seiner Hemdkrause und seinen Spizemanschetten — er war immer nach der alten Mode gekleidet, mit Zopfperrücke, weißen Seidenstrümpfen und Schuhen mit Silberspangen, und nun öffnete er einen Mahagonischrein, um seine Puderdose hervorzuholen. Allein, am Tage vorher, da er von Lholm über das Gebirge in seinem leichten Jagdwagen herüberkam und die Furt bei Räglebach durchfuhr — das war knapp hinter dem Gasthof, eine Brücke gab es damals noch nicht —, war das eine Rad an einen Stein geprellt und der Wagen in die Strömung gestürzt; und als er jetzt den Deckel von der Puderdose aufmachte, war ihr Inhalt in eine zähe, breiige Masse verwandelt. „Das ganze poudre mouillé, faules Puderzeug“, seufzte er, „und faules Zeug ist, was Er redet, Wirt. Zum Teufel damit — nun hält Er es wohl mit den neuen Herren, aber von Bäckastog ist es nicht weit nach Kristianstad, und dort hatte Er vor vierzig Jahren allerlei zu tun. Ich glaube, es ist das beste, Wirt, Er baut eine Brücke über den Bach, so daß seine Gäste trocken unter Dach kommen können. Versprech Er mir das, Wirt, dann verspreche ich, das Vergißmeinnicht zu vergessen, und so kann Er sich seinen Ritt sparen.“

„Die Brücke soll gebaut werden, gnädiger Herr“, antwortete der Wirt verdrießlich, und noch am selben Tag wurden die ersten Steine für die Brückenpfeiler herangeschleppt. Es war am besten, Kammerherrn Schnevogt bei seinem Wort zu nehmen, denn er pflegte dann zu ihm zu stehen wie ein Mann.

3.

Mit Schnevogt konnte man noch irgendwie auskommen, denn was immer man über ihn sagen konnte, eine vornehme Natur war er, und er verfuhr am schlimmsten mit sich selbst. Wenn er auch in Saus und Braus lebte, so lag doch Vergrämtheit dahinter, war dies nun die Trauer um seine verstorbene Frau oder über das Schicksal, das dem Sohne Gustavs und der Sofia Magdalena zuteil wurde. Schwerer zu ertragen war Leutnant Ahlstubbe, der dem Kammerherrn wie ein Schatten folgte — er hatte sich eine Art Nachtquartier unter dem Dach des Wagenschuppens eingerichtet, wohin er auf einer Leiter emporkletterte, die er nach sich emporzog; dort brannte ein Talglicht bis spät in die Nacht hinein, und während der Stunden des Tages schlich er sich um die Gebäude herum, oft in Gesellschaft unbekannter Gestalten und dunkelhäutiger Vaganten. Zuweilen saß er in der Wartestube des Gasthofes zusammen mit dem Nachtkipper von Simontorp, dem sonst niemand gern freiwillig

näherkam. Leutnant Ahlstubbe trug einen grünen, verschoffenen und fleckigen Uniformmantel, dessen Knöpfe aber aus Horn waren und ohne Regimentswappen, denn er war Offizier der Landwehr gewesen traurigen Bedenkens. Niemand wußte eigentlich, wo er zu Hause war, aber ein Kronvogt von Halland, der auf der Durchreise war und mit Ahlstubbe auf der Treppe zusammenstieß, schwur Eide darauf, daß dieser und kein anderer es gewesen sei, der seinerzeit das entführte Fräulein vom Hofe Hemmeslöw mit dem tollen Kapitän in Göteborg traute. Das verirrte Paar kam in großer Hast, den Vater des Mädchens, den wütenden Oberstleutnant auf den Fersen, nach Göteborg, und der Kapitän trieb rasch einen Priester auf, der, um die Gewissensbedenken des armen Mädchens zu zerstreuen, die Trauung vornahm. In dem darauffolgenden Prozeß kam indessen zutage, daß die Rolle des Priesters von einem Abenteuerer gespielt worden war, der im Einverständnis mit dem Kapitän war — der Priestertalar, den er anhatte, als er die Trauungsformel las, war eine Mönchskutte, die man einer Theatergarderobe entliehen hatte. Sein Name kam niemals heraus, so eifrig man auch danach forschte; nach Aussage von Zeugen soll er aber unterseht und etwas blatternnarbig gewesen sein und einen Fehler am linken Auge gehabt haben; das paßte alles auf Leutnant Ahlstubbe — der Kronvogt war seiner Sache sicher, aber seither war viele Winter hindurch Schnee darüber gefallen, das Verbrechen war präskri-

biert und das Fräulein von Semmeslöb hatte ein zweites Mal geheiratet, doch nur wenig besser als das erste.

Manchen tat es leid um den Kammerherrn Schnevogt, daß er einen Freund und Vertrauten wie Leutnant Ahlstubbe hatte. Allein dieser war immer zur Hand; fehlten neue Karten, so fischte er sofort ein Spiel aus seiner zerlumpten Manteltasche, war der Kammerherr übler Laune, so stand Ahlstubbe schmunzelnd in der Thür mit drei jungen Großhändlern von Göteborg, deren Bekanntschaft er in Ost-Karup gemacht hatte, und die sich nichts Besseres wünschten als eine Bowle mischen zu dürfen in dem festlichen Saal über der Eingangspforte. Seine Stimme war ein wenig heiser, klärte sich aber in merkwürdiger Weise, wenn er ein Lied anstimmte, den Schöpflöffel in der einen, das Glas in der anderen Hand, und ab und zu mußte auch der Wirt, der ihn nicht leiden mochte, den Mund lächelnd verziehen, wenn er mit listigem Blinzeln in dem lebhaften Auge sang:

Beim Wein lieb' ich die Stärke wohl,
die Schwachheit bei den Schönen.

Aber das Mienenspiel seines breiten, grinsenden Gesichts verriet keinerlei joviale Sicherheit, und wenn er spät in den Winternächten von Ängelholm auf dem Schlitten zurückkam, mit dem halbschlafenden Kammerherrn, den er in seinen Waschbärpelz eingewickelt hatte — Ahlstubbe selbst stand im bloßen Mantel ohne Handschuhe auf der Trittkufe und trieb

an —, bekam das Blinzeln etwas Geheimnisvolles und Schreckeinflößendes. Er half dem Kammerherrn über die steile Treppe hinauf und überlieferte ihn dem jäh erwachten Bedienten, damit ihn dieser ausziehe, während er selbst dann unter das Wagenschuppdach verschwand. Der Wirt, der ihre Heimkunft kopfschüttelnd zu verfolgen pflegte, machte sich einmal in der Nähe des Wagenschuppens zu schaffen und wurde dabei Zeuge eines leisen Gesprächs oben in Ahlstubbes Nest — einer von seinen Kumpanen mußte dort oben gelegen und auf ihn gewartet haben. Es widerstritt allem, was Ordnung und Anstand hieß, daß unbekannte, zweideutige Figuren sich nächstlicherweile auf dem Hofe herumtrieben, aber was war zu tun? Es wimmelte von früh bis spät um das Haupt- und die Nebengebäude herum von Menschen mit erlaubter Beschäftigung, und Schildwache aufzustellen und Losungsworte zu verlangen, war dem Generalgouverneur und den hohen Herren vorbehalten. Der Wirt grübelte darüber, ob er dem Kammerherrn nicht die Augen öffnen sollte, aber er war sich selbst darüber nicht im klaren, denn er wußte nichts Bestimmtes über Leutnant Ahlstubbe. Es war nur ein Gefühl bei ihm.

In seinem dicken weißen Schafspelz mit der weißen Nachtmütze auf dem Haupte stand der Wirt und betrachtete die Milchstraße und den Großen Bären, so lange er noch den geringsten Laut vom Wagenschuppen her hörte. Als er hineinging, knirschte der Schnee unter seinen Tritten. „Der Kammerherr wird sich wohl nicht

ein Brustfieber geholt haben“, dachte er. „Der andere ist aus einem Holz, das nicht so leicht vermorscht.“

Am Morgen darauf hatte der Kammerherr hohle und matte Augen; der Hof war frei von Reisenden, und er wußte nichts Besseres, als mit Leutnant Ahlstubbe im großen Saal Fortuna zu spielen. „Wenn ich nur begreifen könnte, wie du, lieber Freund, es machst, daß du vier Kugeln in das Mittel hineinkriegst — ich habe niemals mehr als eine hineingebracht“, klagte der Kammerherr, und Ahlstubbe blinzelte listig mit dem einen Auge, während das andere steif stand wie Glas. Am Nachmittag mußte der Wirt die Unterschrift des Kammerherrn auf einem an die Diskontbank in Malmö gerichteten Darlehnsansuchen bezeugen, und nachdem der Postreiter mit dem Schriftstück in der Tasche weggeritten war, wurde er munterer und hoffnungsvoller. Gegen Abend kamen Reisende von Halmstad, verfroren und hungrig — sie hatten die Wölfe oben in den Ellesümpfen heulen hören —, Ahlstubbe braute Toddy für die ganze Gesellschaft, und mit schiefßender Perücke stimmte er an:

Was scher' ich mich um Politik,
ich hol' mir Rat beim Kellner.

Die Cambiokarten kamen zum Vorschein und um zwei Uhr nachts wurde der Wirt vom Kammerherrn geweckt, der bat, ihm zwanzig Dukaten gegen Schuldschein vorzustrecken.

Rammerherr Schnevogt erhielt das Darlehen bei der Malmöer Diskont bewilligt und bezahlte die zwanzig Dukaten zurück. Er war selbst unten in Malmö in Begleitung des Leutnants Ahlstrubbe, um das Geld zu holen; es dauerte vierzehn Tage, ehe sie zurückkamen, und sie hatten auf der Reise eine Menge erlebt. In Landskrona waren sie gut Freund mit einem Schiffsreeder geworden, der für einen verhältnismäßig geringen Preis dem Rammerherrn sein teuerstes Kleinod verkaufte: einen Ring mit einem prachtvollen roten Rubin, der nach den Versicherungen keinem geringeren als dem Herzog von Enghien gehört hatte. Dieser Ursprung machte den Ring doppelt wertvoll für Rammerherrn Schnevogt, denn er theilte die Gefühle des früheren Königs über den schamlosen Mord an dem Herzog; und da er nichts mehr über das blaue Vergißmeinnicht sagen durfte, sprach er desto mehr von dem roten Blutstropfen. Wie der Ring in Landskrona landen konnte, kam nie heraus, daß aber der Stein echt war, unterlag keinem Zweifel, denn er wurde untersucht von dem Goldschmied Berggren in Ängelholm, einem gewissenhaften Mann, der wohl in seinem Fach Bescheid wußte und die Echtheit bestätigte. „Ich habe niemals einen schöneren Rubin gesehen“, ließ sich dieser vernehmen, „und er ist seinen Preis wert.“ Er kam fortan nicht mehr vom Finger des Rammerherrn bei Tag und Nacht.

Aber Kammerherr Schnevogt hatte immer öfter in Malmö und bei der Diskontbank zu tun und der Wirt begann sich zu fragen, wie das schließlich für die Wirtschaft auf Unterhof enden würde, wohin der Eigentümer selten mehr den Fuß setzte. Es begann auf Margretetorp Gäste zu regnen, die dort ein paar Tage weilten und dann den gleichen Weg sich wieder zurückwandten, im Besitze einiger Dukatenrollen aus des Kammerherrn Mahagonischrein, der sich in einem fort leerte und füllte; und es sah aus, als ob Leutnant Ahlstubbe diesen Fremden aus den abgelegensten Orten mit dem rechten Auge zuzwinkerte und zublitzelte, während das linke — starr und fest, aber unheimlich — auf den Kammerherrn gerichtet war. Der Vorrat an altem duftendem Tokaier unten im Keller wurde immer stärker gebrandschatzt und an einem warmen Tag im August — der Stallvogt vom Unterhof war just geritten gekommen, um für den folgenden Tag den Beginn der Roggenernte anzukündigen — kam Ahlstubbe die dunkle Treppe herauf, verstaubt und verschwitzt, aber die Arme voll Flaschen, und beteuerte, daß dies die letzten seien. „Donnerwetter noch einmal“, rief der Kammerherr, der die Karten mit einer etwas plumpen Hand, auf der der Rubinring leuchtete, einsammelte, „laß sie dann den letzten Dukaten Gesellschaft leisten — morgen fahren wir nach Malmö und holen Verstärkung.“ Er gab an jeden von der bunten Gesellschaft seine Karte aus, während Ahlstubbe von den kleinen rundlichen Flaschen

die gelblackierten Köpfe abhieb und die geschliffenen Biergläser mit dem schweren Wein füllte. Es ging eine ganze Flasche in jedes Glas.

Diese Nacht wurde es spät still auf dem Gasthof Margretetorp. Erst in der Morgendämmerung setzten sich die Kartenspieler in ihre Wagen und fuhren in die Morgennebel hinein, mit schweren Köpfen, die bald auf die rechte, bald auf die linke Seite fielen — draußen auf der Straße begegneten sie den Rätnerleuten, die mit Sensen und Rechen auf den Schultern zum Ernteschnitt auf den Unterhof gingen. Es war das erstemal, daß Kammerherr Schnevogt vom Spieltisch im Saal in seine Kammer nicht geleitet, sondern getragen werden mußte, wo ihn der Bediente und Leutnant Ahlstubbe auskleideten und in das Bett unter dem Thronhimmel von lustigen Florgardinen legten. Der Bediente streifte seinem Herrn alle Ringe ab und legte sie auf den Spiegeltisch, außer dem Rubinring, der auf seinem kleinen Finger bleiben mußte; denn der Kammerherr hatte gesagt, daß dieser seinen Platz nicht früher verlassen dürfe, als bis der Deckel auf seinen Sarg geschraubt würde, und dann sollte er an einen bestimmten Ort geschickt werden. Die Türe wurde zweimal versperrt, denn draußen im Saal tummelte sich die Luftwärterin, die schwarzhaarige Marja, herum und sammelte die geköpften Flaschen und zerschlagenen Gläser, klebrigen Karten, niedergebrannten Kerzen und zertrümmerten Tonpfeifen ein. Sie hatte noch

ein gutes Stück Arbeit vor sich; der Bediente und Leutnant Ahlstubbe legten sich schlafen.

5.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Kammerherr Schnevogt erwachte, mit hämmernden Schläfen und brennendem Durst. Er versuchte, sich in Erinnerung zu rufen, wie der Tag vorher zu Ende gegangen war, und es gelang ihm, sich auf alles zu besinnen. Er erinnerte sich sogar entfernt des Geräusches des im Schloß umgedrehten Schlüssels, als Ahlstubbe und der Bediente sich entfernten — er hatte die Augen geöffnet, um nach ihnen zu sehen, aber da waren sie bereits fort. Er erinnerte sich auch eines Traumes, den er dann hatte. Die selige Königinwitwe war ihm durch die Luft schwebend entgegengekommen, das blaue Bergißmeinnicht in der Hand, während er, durch einen Lanzenstich im Kopf verwundet, vor Armidas Zelt im Park von Ekolfund lag; er hatte seine Hand heben wollen, um ihr den Rubinring dafür darzureichen, konnte aber den Arm nicht rühren. Da hatte sie sich über ihn gebeugt und selbst den Ring von seinem Finger gezogen; als indes ihr Antlitz dem seinen näher kam, war es zu dem der schwarzen Marja, des Zigeunermädchens, geworden und damit löste sich der Traum auf.

Kammerherr Schnevogt sah mit einiger Anstrengung hinab auf seine rechte Hand, die auf der Seiden-

decke lag. Der kleine Finger wies einen schmalen weißen Streifen auf. Sein Rubinring war weg. Langsam setzte er sich im Bette auf.

Es dauerte eine gute Weile, ehe er an dem mit blauen Glasperlen bestickten Band des Glockenstranges zog, der neben dem Kopftissen herabhing. Er hörte die Schritte des Bedienten durch den Saal, der Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt und ein paar Male umgedreht, die Türe öffnete sich.

„Geh hinunter in den Stall und saddle mein Pferd, August. Schick' Marja hierher mit einer Karaffe frischen Wassers von der Pumpe. Sag' dem Wirt, daß ich mit ihm sprechen möchte.“

Er lag still und hörte die Pumpenstange trocken quieken, das Wasser niederrauschen — schon das Geräusch erfrischte ihn. Die schwarze Marja, braun im Gesicht, mit dunkelroten Rosen auf den breiten Backenknochen und den glatten Haarsträhnen, die unter den Ohrläppchen hervorschauten, kam herein; das Glas erklang auf dem Tablett.

„Hilf mir, direkt aus der Karaffe zu trinken, Marja!“

Sie beugte sich über sein Bett, genau so wie im Traum. Während er das Wasser langsam durch die Gurgel rinnen ließ, klopfte es an der Tür und der Wirt kam herein. Der Kammerherr nickte ihm zu und gab Marja ein Zeichen, daß er genug getrunken habe. Im selben Augenblick, da sie sich mit der Karaffe auf-

richten wollte, streckte er seine Hand aus, die er bisher unter einem Zipfel der Bettuchspitze verborgen gehalten hatte, und riß mit einem Griff ihre grüne Bluse, das Brusttuch und das Hemd entzwei — man hörte die Leinwand reißen. Tief im Schatten unter ihrer Brust leuchtete der Rubinring an einem gepechten Faden, wie ihn die Mädchen gegen Zahnweh zu tragen pflegten.

„Mille tonnerres, Wirt“, rief der Kammerherr und schloß die Hand um den Ring — Marja stand mit wilderstarrem Blick da, an dem festen Pechfaden hängend — „ich wollte Ihn selbst zum Zeugen haben. Die Tür war versperrt heute nacht, so daß die Frage entsteht, wie Marja hereingekommen ist. Hat Sie einen Nachschlüssel, kleiner Schelm?“

Der Wirt schüttelte den Kopf und sah sich im Zimmer um. Er ging hin zu dem einen Siebelfenster, das gegen die Ebene und das Meer hin lag. Es bewegte sich leicht in den Angeln, es war zugemacht, aber nicht zugeschlossen. Er öffnete es; unterhalb stand eine Leiter, die fast bis zum Fenster reichte. „Sie ist diesen Weg gekommen — die Leiter hat sie zurückgelassen, damit es aussehe, als ob wir Besuch von Fremden gehabt hätten. Wenn ich gewußt hätte, daß sie so verdorben ist, dann hätte ich sie in ihrer Zigeunerhütte gelassen, zum Hungern und Betteln vor den Türen. Schäm dich, Marja!“

Der Kammerherr hatte den Ring wieder an seinen kleinen Finger gesteckt, aber der Pechfaden saß noch

immer daran und Marja hing fest am Pechfaden — sie war am Bettrand auf die Knie gefallen, das Gesicht in den Händen verborgen, aber sie weinte nicht. Es war ganz still. Mit geschlossenen Augen lag der Kammerherr unbeweglich da und der Gedanke kam ihm wie im Traum: „Deshalb also schwebte die Königinwitwe von der Höhe wie ein Engel herab! Das sah ihr gleich nicht richtig ähnlich, denn zu Lebzeiten schritt die selige Frau schwer dahin — freilich, mit welcher Majestät!“

Der Wirt stand und betrachtete die seltsame Gruppe. Zum Schluß schien es ihm, als ob der Kammerherr eingeschlafen sei.

„Gnädiger Herr“, fragte er, „soll ich den Amtmann rufen lassen?“

Schnevogt öffnete die großen gewölbten blauen Augen und sie blickten klar und feuchter als zuvor; aber ehe er noch antworten konnte, erdröhnten schwere Schritte durch den Saal draußen und in der Tür stand der Stallvogt vom Unterhof, zornentbrannt und breitspurig, mit einem Pflasterlappen auf der Nase und roten Striemen im Gesicht. Er hatte merkwürdige Vorgänge zu berichten und ihm auf den Fersen folgte die derbe Rätnersfrau Gustava, groß wie ein Dragoner und böse wie eine Biene.

In den frühen Dämmerstunden, da die Kille-Spieler, trunken von Schlaf und Tokaier, vom Gasthof Margretetorp wegfuhr, waren sie den Rätnerleuten auf ihrem Wege zum Tagewerk begegnet — es war ein Weg von einer guten Stunde oder mehr nach dem Arbeitsplatz für viele von ihnen, die ihre Hütten und mageren Ackerstücke hoch oben im Gebirge mitten unter Wacholderhügeln und Heidekrautflächen hatten. Jetzt sollten sie herabkommen und den vollkörnigen Roggen auf der fetten Angelholmebene für den Gutsherrn mähen. Meist waren es Mann und Frau; er trug die Sense, den Wehstein und den Behälter mit dem Trunk, sie den Rechen und den grauen Leinensack mit Hering und Schweinefleisch, Brot und Kartoffeln, denn sie konnten nicht damit rechnen, früher als vor Sonnenuntergang zurückzukehren.

Auf einem der schmalen Steige, die von Tokarp herab in die Landstraße mündeten, war auch Gustava von Mutarehult im Anmarsch. Sie überragte die anderen Rätnersfrauen um Haupteslänge und über die Schulter trug sie nicht einen Rechen, sondern eine Sense, von deren blaubemaltem, geschlängeltem Schaft sowohl der Trunkbehälter auf der einen wie der Sack mit dem Essen auf der anderen Seite herabhingen. Hinter ihr stiefelte ein schlentriger, flachshaariger dreizehnjähriger Junge mit einem Rechen, den er stramm über der Schulter wie ein Gewehr trug.

Die Sache verhielt sich so, daß Gustavas Mann Maurer war, und zwar ein geschickter Maurer, der gesucht war, wenn es galt, die Feldsteine zu einem Brückengewölbe zusammenzufügen oder zu dem runden Steinsockel einer Mühle aufzuschichten. Nun hatte Baron Stiernswärd auf Ängeltofta es unternommen, eine neue große holländische Mühle zu bauen, und um deren Sockel zu mauern, hatte er Sven Julius von Mutarehult gebunden, dessen Räte zum Unterhof gehörte. Der Baron meinte, daß Sven Julius nichts angelegener sein könnte, als den Sockel der Mühle herzustellen, und daß das Tagewerk bei Schnevogt in zweiter Linie zu kommen habe; denn teils hatte es Stiernswärd immer eilig und war gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, teils war er ein geschworener Feind alles Hofierens, bezahlte selbst seine Leute mit barem Gelde — in dem Maße, als es ihm gelang, welches zu beschaffen — und meinte, daß auch seine Nachbarn ein Gleiches tun könnten. Als das Holzstück mit den doppelten Kerben — das die Aufforderung zur Erntearbeit bedeutete — spät am Abend in Mutarehult ankam, dachte Sven Julius wohl zuerst, daß er nun gezwungen sei, Stiernswärds Mühle zugunsten des Schnevogtschen Roggens im Stich zu lassen, aber Gustava, die wußte, was die Taler für sie, die für sechs hungrige Rabenjunge das Essen herbeizuschaffen hatte, bedeuteten, setzte es durch, daß sie als Mäher mit ihrem ältesten Jungen als Aufseher hingehen würde. Kräfte fehlten ihr nicht, das mußte ein jeder zugeben, der sie

eine Tonne voll Roggen auf ihrem langen Rücken über den sich biegenden Steg nach dem Getreidemagazin auf dem Unterhof hatte tragen sehen, und man sollte abwarten, welcher von den männlichen Schnittern eine breitere Gasse in das Roggenfeld mähen würde als sie mit ihren mageren, sehnigen Armen.

„Du wirst sehen, daß ich als erster am Grabenrand stehe, und sollte Per mit seinem Auflesen ein wenig hintennach bleiben, so werde ich auch ihm helfen.“

So kam es, daß Gustava und Per ganz unverhohlen sich in der langen Reihe auf Unterhof aufstellten, als zeitig an jenem Augustmorgen der Schnitt beginnen sollte. Niemand konnte ihnen ansehen, daß sie eine Wegstunde länger zu gehen hatten als irgendeiner von den anderen Rättern. Niemand konnte es dem großen Tonkrug Gustavas, den diese sorgsam im Schatten eines Weidengebüsches bewahrte, ansehen, daß er nicht mit Dünnbier oder Milchmischung gefüllt war, sondern mit klarem Wasser von der Quelle zu Hause im Hag — es war nur anstandshalber, daß sie ihn den Dreiviertelmeilentweg auf ihrer Schulter getragen hatte. Der Krug war jedenfalls einer der größten, der Leinensack hingegen war dünn und schlotterig — es waren mehr Kartoffeln als Brot darin, Schweinefleisch überhaupt keines und von den vier Heringbissen waren zwei Schwanzstücke. Damit war es also knapp, aber Per hatte noch eine weiße Rübe in seiner Tacke, das wußte sie, und sobald Sven Julius für den

Mühlenbau das Geld erhalten haben würde, dann würden sie sich wieder satt essen.

Solche Gedanken wälzte Gustava hinter ihrer braunen Stirne, während ihre Sense singend durch den Roggen schnitt; die Sonne brannte und nach einer Stunde begannen die Schnitter sich die ersten Schweißtropfen vom Halse zu wischen — Gustava hingegen brauchte keine Pause zu machen, denn sie war trocken wie eine Althaut und brauchte auch nicht zu unterbrechen, um die Schneide zu wegen, die schnitt gut so. Der war dicht hinter ihr. Der Stallvogt, das war der Aufseher, konnte kommen, wann immer, und sehen, wie sich die Leute aus Mutarehult bewährten.

Er kam auch, schwer und püstend, später als gewöhnlich und unwirscher Laune. Er hielt sich an den Schatten der großen Ulmen, solange er konnte, und zählte mal für mal die Leute ab, indem er mit seiner Reitgerte über das weite Feld fuhr. Die Zahl stimmte, aber ein Mann fehlte irgendwie. Erst als er Pers hellen Schopf mitten unter den Kopftüchern der Rätnerfrauen leuchten sah, verstand er, wie das zusammenhing; und mit unerwarteter Hast setzte er sich in Bewegung, quer über die Stoppeln auf Gustava zu.

„Ich habe ein Mannsbild zum Schnitt aufgeboden und nicht ein Weibsbild,“ begann er, ehe er noch an die Kette herangekommen war. „Und Ihren verdammten Bengel kann Sie zu Hause auf dem Misthaufen lassen.“

Gustava fuhr fort zu mähen:

„Hat Er an meiner oder Pers Arbeit etwas aus-
zusehen, dann sage Er es heraus, wenn es der Wahr-
heit entspricht — wenn nicht, dann halte Er gefälligst
seinen Mund.“

„Ich soll meinen Mund halten, alte Bettel? Fort
von hier, geh heim in deine Diebsbude, ich rechne das
Tagewerk als versäumt und Sven Julius wird seine
Strafe bekommen.“

„Das wird der Herr bestimmen und nicht der
Knecht“, antwortete Gustava und fuhr fort zu mähen.
„Und Diebe sind nicht wir oben in Mutarehult, die
soll der Kammerherr mehr in seiner Nähe suchen.“

Raum waren diese Worte aus ihrem Munde ge-
kommen, als des Vogts Reitgerte durch die Luft
sauste und ihren gebeugten langen Rücken traf, nackt
und hart wie Holz unter dem groben weißen Leinen-
zeug. Er war puterroth im Gesicht. Gustava straffte
sich blisschnell und warf die Sense weg.

„Getraust du dich, noch einmal zu schlagen?“ fragte
sie, bleich unter der gebräunten Haut, mit Nasen-
flügeln, die sich weit öffneten.

„Pack dich von hier, du Bettel, und nimm deinen
Bengel mit!“

„Getraust du dich, noch einmal zu schlagen?“ rief
sie abermals, jetzt in triumphierendem Tone, denn sie
sah, daß der große, fette Kerl Angst bekam. Er hob
die Reitgerte, nicht in zornigem Mut, sondern aus ver-
lester Eitelkeit und krankhaftem Haß, denn er verstand

plötzlich, daß Gustava ihn in Gegenwart des Schnittervolkes demütigte — alle Sensen hatten innegehalten. Es schwindelte ihm vor den Augen, aber er riß sich zusammen und ließ den Streich niederfallen, schlapp und tot; der streifte Gustavas Schulter. In der nächsten Sekunde hatte sie ihm die Gerte aus der Hand gewunden und ihre Schläge regneten auf ihn nieder wie Hagelschauer, über Wangen und Rücken. Er versuchte, auf sie loszuspringen, aber sie hob ihn wie einen Handschuh auf und schleuderte ihn zu Boden; er lag schließlich wie eine unbewegliche Masse da unter ihren wortlosen, dichten Hieben.

Das Schnittervolt stand schweigend ringsherum, wie gebannt, bis der alte Pferdetracht vom Unterhof das Schweigen brach:

„Gustava, Gustava, wir sollen heute den Roggen schneiden, nicht dreschen.“ Da sah sie auf, brach die Reitgerte entzwei, strich sich das Haar aus der Stirne und ließ die Arme hängen.

Der Vogt erhob sich, er hatte eine blutende Wunde auf der Nase davongetragen.

„Anspannen“, herrschte er den Knecht an. „Setz fahre ich mit Gustava zum Kammerherrn und dann ins Ängelholmer Gefängnis — heute abend soll sie dort sitzen, wohin weder Sonne noch Mond scheinen, das kann ich euch sagen.“

Der Knecht warf einen Blick auf die anderen Rätner und gehorchte dann. Allmählich kamen die Sensen wieder in Gang. Die Vormittagssonne legte sich

über die Fläche; es dauerte eine Weile, ehe man sich des Per erinnerte. Der lag unter dem Weidengebüsch über dem Wasserkrug von Mutarehult und weinte leise, so daß sich sein Körper schüttelte.

Die Kutsche rollte knarrend gegen Margretetorp mit dem Vogt auf dem Rutschbock, denn von den anderen konnte niemand entbehrt werden. Neben ihm saß wortlos Gustava.

7.

Der Wirt hatte kaum die Thür zwischen dem Saal und der Kammer halb zu öffnen vermocht, als der Vogt bereits begonnen hatte, in lodernnden Farben das unerhörte Ereignis und den blutigen Gewaltakt, dem er ausgesetzt war, zu schildern, da er seiner Pflicht gemäß das gesetzliche Recht seines Herrn vertrat, vollgültiges Tagewerk von den Rätnersleuten auf Nummer vier Mutarehult geleistet zu erhalten. Kammerherr Schnevogt hörte aufmerksam zu und hie und da schlug er die Augen auf und betrachtete den schwarzen Pflasterlappen und die roten Striemen; merkwürdig genug, daß er dabei vielleicht sogar etwas belustigt dreinsah. Der Vogt war so eifrig, daß er sich nicht die Zeit nahm, sich über die schwarze Marja zu wundern, die hingegossen auf die Knie neben des Kammerherrn Kopfkissen lag, dicht an ihn angeschmiegt, wie von einem unsichtbaren Band festge-

halten; niemand schien sich mehr um sie zu kümmern und ihre wachsamem spähenden Augen begannen zwischen den Fingern durchzugucken. In der Türspalte, hoch oben in der Dachgegend, zeigte sich inzwischen Gustavas Kopf.

„Vielleicht darf ich auch ein Wort sagen“, unterbrach sie ein paar Male den Vogt, der sie jedoch unsanft zurückstieß.

Er hörte nicht früher zu reden auf als bis der Kammerherr ein Zeichen mit der linken Hand gab.

„Wirt“, begann er. „Kann Er mir eine Schere verschaffen? Den Ring nehme ich nie mehr ab und den Pechfaden will ich bei mir als Andenken tragen — es dürfte das letzte Mal gewesen sein, daß mir ein junges Frauenzimmer die Ehre antat, sich in meine Schlafkammer zu schleichen. Aber ich kann doch diese schwarze Schelmin nicht bei mir behalten, während ich mich anleide.“

Der Wirt hatte bereits mit seinem Schnappmesser den Faden entzweigesehritten und Marja war frei; aber sie machte keinen Versuch zu flüchten.

„Wenn die Herrschaften mir nun das Vergnügen machen wollen, sich in den Saal hinauszubegeben, und der Wirt mir August schicken will, so hoffe ich bald angezogen zu sein und werde mir dann Mühe geben, jeden einzelnen zufriedenzustellen.“

Eine halbe Stunde später trat Kammerherr Schnevogt durch die Kammertür, gefolgt von August, der stolz sein konnte über sein Werk, denn die Krause

leuchtete weiß und duftig, die Silberspangen an den Schuhen blinkten, die Puderstäubchen tanzten im Sonnenschein und verbreiteten ein Rosenparfüm, das sich mit dem Duft des Kölnnerwassers mischte, womit August die Schläfen seines Herrn befeuchtet hatte. Von der durchwachten Nacht zeigte sich keine Spur in dem klaren Blick und es lag ruhige Würde über dem reinen Profil, den festen Zügen, den leicht geschminkten Wangen. Er hatte eine Tasse Schokolade auf seiner Kammer getrunken, und als er mit der weißen Hand ein Restchen von Zuckerzwieback entfernte, das sich in der Krause verfangen hatte, blinkte der Rubin wie ein Blutstropfen auf dem Schnee. Das einzige, was an das nächtliche Abenteuer und die dunklen Seiten des Daseins erinnerte, war ein Stückchen schwarzen Pechfadens, geknüpft zu einer zierlichen Rosette um den Ring herum; der aber wirkte wie ein Schönheitspflasterchen auf einer zarten Wange. Als er Gustava zunichte, die wie ein grimmi-ger unbeweglicher Wachtposten an der Saaltüre stand, konnte diese nicht umhin, ihn auf die alte feierliche Weise des vorigen Jahrhunderts, die von den jüngeren bereits abgelegt war, zu begrüßen; sie führte ihre eigene rechte Hand zum Mund, küßte diese mit dem Blick auf den Kammerherrn und verneigte sich tief.

„Die eine Seite habe ich bereits gehört, laßt mich nun die andere hören“, begann der Kammerherr – der Wirt, der ihn mit großen Augen betrachtete,

wurde wie die Rätnersfrau von ungewohnter Hochachtung ergriffen und schob einen Fauteuil vor. Der Kammerherr ließ sich nieder, legte ein Bein über das andere, beugte sich leicht vor und fuhr fort:

„Berichte Sie nun, Gustava, wie Sie diesen schönen Morgen verbracht hat.“

Gustavas Bericht kam, sachlich und trocken, viel kürzer als der des Vogts und viel klarer — „Und so wichste ich ihn durch“, schloß sie ganz kunstlos und sie hatte kein einziges Wort hinzuzufügen, keine Entschuldigung vorzubringen.

„Vorüber ich hier zu befinden habe“, ließ sich der Kammerherr Schnevogt vernehmen, ohne mit einer Miene seine Gefühle zu verraten, „ist die Frage, ob Gustavas Arbeit für volle Mannsarbeit gerechnet werden kann. Dies könnte vielleicht zweifelhaft erscheinen, nachdem ich aber gehört habe, wie leicht sie mit dem Vogt fertig geworden ist, muß ich es absolut müßig finden, das zu bestreiten. Wenn ich daran zweifelte, brauchte ich bloß dem Vogt ins Gesicht zu schauen. Ich anerkenne Gustava, für heute und alle Zukunft.“

Der Vogt schnob wie ein Stier.

„Ist das des Gnädigen Herrn Gerechtigkeit, dann bitte ich um meine Entlassung, je früher je besser.“

„Nichts kann mir lieber sein“, kam prompt die Antwort. „Er ist frei ab heute. Er hat einen halben Jahreslohn Vorschuß und den kann er behalten.“

Gustava stand sprachlos, es zuckte ihr in den Mundwinkeln. Ehe sie sich aber noch gefaßt hatte, fuhr der Kammerherr in leichtem Ton fort, während er mit dem übergeschlagenen Bein wippte:

„Mein lieber Wirt, wo kann wohl Leutnant Ahlstubbe stecken? Er fehlt doch sonst nie, wenn irgend etwas Interessantes los ist. Trachte Er, ihn herbeizuschaffen!“ Der Wirt ging selbst auf die Suche nach ihm, und nachdem er ihn an allen möglichen und unmöglichen Stellen gesucht hatte, fand er ihn endlich in seinem Loch über dem Wagenschuppen, wo er so fest schlief, daß er kaum zu wecken war. Er kam in den Saal herein mit einer Daune des zerشلiffenen Federtiffens auf dem Mantel, rieb sich die Augen, hatte keine Ahnung von den Vorgängen dieses Morgens und betrachtete besonders mit unverstellter Verdugtheit Marja.

„Wenden wir uns nun an unseren kleinen schwarzen Schelm“, meinte der Kammerherr. „Den Rubinring stahl Sie also — ich habe den Wirt selbst zum Zeugen, daß Sie ihn unter ihren teuersten Schätzen verborgen hatte. Was aber hat Sie mit ihm anfangen wollen? Ihn als Bräutigamsgabe dem Herzallerliebsten schenken? Sie hat wohl nie den Auftrag gehabt, ihn an eine der hier anwesenden Personen abzuliefern?“

Marja schüttelte bloß den Kopf. Es war unmöglich, auch nur ein Wort aus ihr herauszubringen.

In diesem Augenblick machte der Wachtposten an der Thür, die lange Gustava, ein paar stattliche Schritte über den Saal nach vorne.

„Gnädiger Herr“, sagte sie, „Leutnant Ahlstubbe saß vorgestern nachts zusammen mit Marjas Vater in dessen Hütte, der Nachtkipper von Simontorp war auch dort und Marja kam gegen Morgen dahingeschlichen — sie gingen dann zusammen zurück.“

„So, so“, sagte der Kammerherr, zu Leutnant Ahlstubbe gewendet.

„Was hatte denn mein lieblicher Freund dort zu tun, wenn ich mir die naseweise Frage gestatten darf?“

„Gemeine Lüge von Anfang bis zu Ende“, stammelte Ahlstubbe. „Ich habe dieses lange Elend in meinem Leben nicht gesehen und sie mich sicher auch nicht.“

„Hab ich nicht?“ kam es fix von Gustava. „Herr Leutnant und ich kennen einander sehr gut, denke ich. Er hat sowohl Bauern wie Rättern in der Spelunke des Nachtkippers von Simontorp mit gefälschten Karten viele blanke Taler abgewonnen; aber schließlich gaben ich und die anderen Weiber ihm einen Denktettel. Wir fingen ihn uns eines Abends ein und ich trug ihn in den großen Meierhof des Per Anders, wo es ausgezeichnete Milch gibt, und dort legte ich ihn unter die beste Kuh auf den Boden und molk ihm vier Kannen Milch über sein Halstuch und seine Weste herab — dann durfte er das Weite suchen, aber die Flecken sind noch nicht heraus.“ Triumphierend wies sie auf seine Weste, Ahlstubbe hingegen knöpfte sich seinen Mantel hoch, ballte die Faust und schrie:

„Du verdammte Hopfenstange, du wagst dich an einen Offizier der Krone heran? Ich werde dich vor

das Gerichtsding schleppen und dich auspeitschen lassen.“

Da durchdrang vom Fauteuil her ein wieherndes Gelächter den Raum, der Bediente stürzte hin, reichte dem Kammerherrn ein Glas Wasser und schlug ihm auf den Rücken, daß sich der Puder in Form einer Wolke von der Perücke löste.

„Gustava, Gustava, was für Ideen Sie hat! Vier Rannen! Deshalb hat er also im letzten halben Jahr kein Milchgericht auf dem Tisch sehen können — er behauptete, krank davon geworden zu sein.“

„Gnädiger Herr“, fiel der Wirt ein, „wäre es nicht besser, Leutnant Ahlstubbe schlage sein Lager beim Nachtkipper von Simontorp auf — dorthin paßt er besser als auf meinen Hof.“

„Er mag wohnen, wo er will, er soll nur erst den Schelm von einer Marja heim nach dem Hofe ihres Vaters bringen. Und das unverzüglich, schnell, schnell, sonst könnte ich es noch inzwischen bereuen und nach dem Amtmann schicken. Marsch, Herr Leutnant. Erinnere Er sich, daß ich Major bei den Dragonern bin und das Kommando über den Leutnant habe. Reich Er Marja den Arm, Herr Leutnant! Marsch — marsch! Das Gepäck wird im Troß nachbefördert. Und den Rubinring behalte ich — der ist für jemanden bestimmt, dessen Namen mir der gestrenge Wirt auszusprechen verboten hat.“

Der Kammerherr hatte sich erhoben, mit ausgestrecktem Arm wies er auf den Leutnant, auf Marja

und dann auf die Tür. Zum ersten Male blinzelte das rechte Auge Ahlstubbes nicht, sondern stand steif wie das andere, indes er gemessenen Schritts auf Marja zuging, ihr den Arm bot und die Treppe hinunterwanderte, hinaus auf die Straße und über die Brücke hinauf gegen die Höhen zu.

„Der Vogt mag sich nach dem Unterhof heimbegeben, wie Er will. — Er kann auch mein Pferd benützen, wenn Er noch gerade darauf sitzen kann. Du, August, packst meine Sachen zusammen und kommst im Jagdwagen nach. Ich glaube, es ist das beste, wenn ich von nun an unter eigenem Dach schlafe und selbst nach meiner Wirtschaft sehe. Das nächste Mal, wenn ich hier vorbeikomme, Wirt, werde ich unsere Rechnung begleichen. Der Tokaier ist aus, um so besser. Und nun, Gustava, werde ich und nicht der Vogt die Kutsche lenken. Darf ich um die Ehre bitten?“

Und der Kammerherr trat auf die arme Gustava zu und bot ihr seinen elegant gebeugten Arm. Sie war nahe daran, über die Treppe hinabzustolpern, er aber brachte sie an die Kutsche, half ihr auf den Bock hinauf und nahm die Peitsche aus der Hand des Wirts, der sich niemals tiefer zum Abschied verbeugt hatte. Zur selben Zeit schoß im Galopp durch das Tor des Kammerherrn Fuchs, dessen edel geschwungenen Hals der Vogt umklammerte.

So kam es, daß, als das Schnittervolk auf dem Unterhof seine Mittagskraft im Schatten der hohen

Ulmen hielt und seine Gedanken darüber austauschte, ob Gustava mit Handfesseln belegt werden könnte oder nicht, man plötzlich donnernde Huffschläge von der Brücke her hören konnte: Der Fuchs des Kammerherrn kam in voller Karriere heran und hielt bei der alten dichten Fliederhecke an, wo der Vogt über den Kopf des Pferdes flog. Das war heute schon das zweitemal, daß er auf der Erde lag, sagte der Pferddecknecht. Eine Erklärung wußte er nicht. Als jener in seine Kammer verschwunden war und der Gedankenaustausch darüber einsetzte, was das zu bedeuten habe: der Vogt auf dem besten Pferd des Kammerherrn in dem neuen englischen Sattel, wurde der rasche Trab einer Kutsche hörbar, und um die Ecke bog der Kammerherr Schnevogt selbst, hielt das Pferd an, präsentierte mit der Peitsche, sprang herab und half Gustava das Steigbrett zu finden.

„Komm her, Per, hier hast du deine Mutter wieder!“ rief er und aus einem Winkel hinter dem Heuschuber näherte sich ein flachshaariger Junge mit verweinten Augen.

Gustava nahm die Sense und Per den Rechen und beide gingen mit hinaus ins Roggenfeld. Sie waren gewiß noch zu keinem Mittagessen gekommen, aber es ging trotzdem — das Tagewerk durften sie nicht versäumen.

Damit ist die Geschichte zu Ende — aber noch nicht ganz.

Fünfzehn Jahre später lag Kammerherr Schnevogt hoch oben auf der prächtigen Bahre, nicht auf dem Unterhof, sondern auf dem großen vornehmen Sturings mit seiner Fassade von vier hohen Säulen — er hatte es gekauft, da seine Geschäfte zur selben Zeit so glänzend gingen, wie die des Barons Stiernswärd schlecht, der gezwungen war, Ängeltofta an Karl XIV. Johann zu verkaufen. Einige wollten wissen, daß Kammerherr Schnevogt nach Sturings gezogen sei, um weiter weg von der königlichen Nachbarschaft zu kommen. Darüber weiß man nichts Sicheres, gewiß ist aber, daß der eifrige Stiernswärd als ruiniertes Mann starb, während die Glücksgöttin dem leichtsinnigen Schnevogt hold war — dem einstmals leichtsinnigen Schnevogt, muß man hinzufügen, denn seitdem Leutnant Ahlstubbe aus seinem Leben verschwunden war, nahm alles eine andere Wendung. Ahlstubbe selbst tauchte niemals mehr auf Margretetorp auf, aber zuweilen sah man ihn unter einer Schar von Zigeunern, fast ebenso schmutzig und zerschliffen wie diese; lange Zeit hieß es, daß er auf norwegischem Boden mit Pferden handle, zwischendurch aber trieb er sich auf den Straßen in Halland oder Westgotland herum.

Kammerherr Schnevogt war tot und eine Abteilung schonensischer Dragoner war als Ehrenwache kom-

mandiert, denn der Tote war Major im Regiment gewesen. Es war eine Septembernacht, Wachskerzen brannten mit gelbem Licht in den Silberkandelabern im großen Saal, wo der Tote in seinem Sarge lag, umgeben von den Posten mit gezogenem Säbel. An seinem rechten kleinen Finger leuchtete der Rubinring, denn der Kammerherr hatte in seinem letzten Willen verfügt, daß dieser nicht früher von seiner Hand entfernt werden dürfe, als bis der Deckel auf den Sarg geschraubt werden sollte. Neben dem Kopfkissen stand ein junger Sergeant — das war Gustavas Sohn Per, der mit der Hilfe des Kammerherrn als Rekrut in dessen altes Regiment kam. Seinen Unteroffiziersrang hatte er erst wenige Wochen zuvor bekommen. Er stand und starrte auf das wohlbekannte Antlitz — es war nicht viel seit jenem Mal verändert, als seine Mutter an der Hand des Kammerherrn auf dem Unterhof aus der Kutsche stieg. Er war damals ein kleiner Junge — so hungrig und müde jedoch wie damals, draußen im Roggenfeld, war er seither niemals mehr gewesen, auch nicht während der anstrengendsten Manöver.

Der junge Sergeant stand und gedachte längst entschwendener Zeiten. Draußen rauschte es dumpf in den mächtigen Lindenkronen. Im Saale aber war Totenstille, seine Kameraden standen stocksteif und schliefen mit offenen Augen. Er selbst sah die Kerzenflammen doppelt und er hörte die Uhr vom Speisesaal herüber halb zwei und dann zwei schlagen im Abstand von nur

wenigen kurzen Sekunden. Das Fenster nach dem Park hinaus öffnete sich langsam bis zur Hälfte und ein Gesicht drückte sich gegen die Scheibe. Er erkannte es alsbald: es waren Leutnant Ahlstubbes blatternarbigige Züge und sein unbewegliches Auge. Eine Hand glitt sacht herein und legte sich über den Fensterrahmen. Der Sergeant, der, gedeckt von einem schwarzgrünen Lebensbaum, da stand, zögerte keinen Augenblick und hieb mit dem Säbel nach den Fingern. Es ertönte ein Geheul und alle Dragoner standen auf dem Sprung, gegeneinander mit geschwungener Waffe loszugehen. Als sie jedoch zur Besinnung gekommen waren, war es im Park wieder still geworden und der Mann verschwunden; aber auf dem Fensterrand waren zwei blutige Fingerspitzen zurückgeblieben.

Das war das letztemal, daß Leutnant Ahlstubbe in der Nähe des Hallandsberggrückens gesehen wurde. Kammerherr Schnevogts Neffe — seine eigene Ehe war kinderlos gewesen — schraubte mit eigener Hand den Deckel auf den Sarg, vorher aber streifte er den Rubinring von dem steifen Finger. Ein halbes Jahr nach dem Begräbnis öffnete er ein versiegeltes Dokument und einige Zeit darauf reiste er nach Wien, wo er in tiefster Heimlichkeit beim Oberstkommandierenden des sechzehnten Infanterieregiments Gustav von Wasa in Audienz erschien. Man behauptet, daß er ein gepreßtes Bergißmeinnicht vom Grabe des Kammerherrn Schnevogt mit sich gehabt habe.

Der König von Boarp

1.

Es erweckt immer ein eigentümliches Gefühl, zu einem verödeten Heim, einer verlassenen Wohnstätte zu kommen. Auch wenn die Mauern dem Erdboden gleichgemacht sind, kommt es doch vor, daß man Spuren der Feuerstelle sehen kann, des Herdes, um den sich Menschen versammelt haben, um Schutz gegen die Kälte zu finden oder sich das Essen zu bereiten. Das Lagerfeuer des Jägers war jene Urzelle, aus der sich das Heim des seßhaften, des schwedischen Bauers entwickelt hat, und noch nach dem Verfall des Hauses zeigen die geschwärzten Steine, wo das Feuer geblüht hat. Der Garten ist wieder zum Waldland oder zur Weide geworden, die Äpfel sind verwildert, die Rosensträucher ausgestorben, allein man kann an einem Juniabend in der Dämmerung im Walde von schwachem Fliederdust überrascht werden, und dann entdeckt man ein paar karge weiße Blütenstände, die sich über den verfallenen Zaun neigen. Und zu dem Letzten, was die Menschen überdauert, gehören immer die Nesseln, dunkelgrüne und üppig wuchernde — die wollen nur gedeihen, wo der menschliche Fuß den Boden getreten hat, sie stechen und brennen, sie sind auf irgendeine unerklärliche Weise unsere Mitschuldigen.

Es liegen viele solche verlassenen Höfe oben in den Wäldern des halländischen Bergrückens, und wenn man auf einen von ihnen stößt, fragt man sich oft, welche Menschenschicksale sich innerhalb dieser Mauern abgespielt, welche Katastrophen zur Entstehung dieser Ruinen geführt haben — man kann dasselbe Gefühl der Mystik des historischen Geschehens sowohl auf dem eingestürzten Dach eines Kartoffelkellers in Mutarehult bekommen wie auf dem Ruinenhügel von Byblos in der Nähe des Hund-Flusses in Syrien oder auf den Festungswällen rund um das Rhodos der Tempelherren. Aber nicht immer braucht man sich in ungewisse und wehmütige Träumereien über das in Vergessenheit Versunkene zu verlieren. Manchmal kann man auch Bescheid bekommen; dann nämlich, wenn es einem vergönnt ist, fragend und lernend zu Füßen des Herodot vom Hallandsbergrücken, des Wirtes Carl Ekberg auf dem Gasthose Margretetorp, zu sitzen.

2.

Wenn man sich auf dem Wege nach dem Pilzwald befindet — einem langen und beschwerlichen Weg, der sich durchaus nicht lohnt und der nur in unwegsame Waldgebiete führt, wo die Pilze äußerst selten, dafür die angriffslustigen Stiere um so häufiger sind —, kommt man sehr bald, ehe man den munteren Rauch

vom Schornstein Margretetorps aus den Augen verloren hat und ehe der Weg schwer zu beschreiben geworden ist, an einem solchen verwilderten Gärtchen vorbei, wo die süßen Äpfel jetzt nur mehr zu unreifem bitterem Obst werden und die reißigbedeckten Stachelbeersträucher, in wolliges Moos gehüllt, zu tragen aufgehört haben. Die Hütte selbst ist gänzlich verschwunden; es kann aber nicht so viele Jahrzehnte her sein, seit der Garten die Pflege menschlicher Hände genossen hat. „Wer wohnte hier zuletzt?“ fragte ich einmal den Knecht, der auf dem Brachfeld pflügte und das Gespann am Wegrain umwandte. „Er hieß Johannes Johansson“, bekam ich zur Antwort, ohne alle Übereilung, denn die Fraglust des Neugierigen muß durch dienliche Mittel gedämpft werden, wie das Feuer in einem Kohlenmeiler, und darf auf keinen Fall durch allzu flinke Antworten angespornt werden. „Lebte er hier in der Hütte bis zu seinem Tode?“ beharrte ich. Da begannen die Pferde abseits zu gehen und besonders die Julia wollte von ein paar hohen frischen Grasbüscheln am Wegrand nicht Abstand nehmen, so daß der Knecht wichtigeres zu tun bekam als mir zu antworten. Aber sobald er das Notwendigste geflücht und den Pflugbaum wieder geradegestellt hatte, kam der Bescheid, lang, fließend und inhaltsreich. „Johannes starb im Armenhaus, denn dorthin kam er, als er sich allein nicht mehr helfen konnte, und ein paar Jahre danach rissen wir die Hütte nieder, damit sie nicht zum Unterschlupf für

Zigeuner und anderes loses Volk werde. Das war bald geschehen, denn es war nur eine kleine Bretterbude.“

Ich hätte wohl Lust gehabt, noch mehr zu fragen, aber der Knecht war der Meinung, daß alles seine Grenzen haben müsse. Er schmalzte den Pferden zu, mit einem Ruck setzte sich die Julia in Gang, und die blanke schwarzbraune Woge von Erde begann sich vor der Pflugchar aufzuwerfen. Es blieb mir nichts anderes übrig als meine Wanderung fortzusetzen. Sie wurde ziemlich lang. Sie führte mich am Pilzwald vorbei — so genannt wegen seiner bereits erwähnten Armut an Pilzen, *lucus a non lucendo* —, durch Svenstorp und hinab nach Boarp, wo mein Steig in die Landstraße mündete, die nach Nybygg und weiter zu den klaren, herrlichen Zwillingseen, dem West-See und dem Rös-See, führt.

In Boarp trat ich ein in einen großen Hof, um mich ein wenig nach dem rechten Wege zurück nach Hjárnarp zu erkundigen. Das konnte ich um so natürlicher tun als ich meine Karte in der Innentasche stecken hatte. Der Ort hieß Groß-Boarp, erfuhr ich von der Frau des Hauses, die ich in der Milchammer traf. Es war wirklich etwas Großartiges um Groß-Boarp, das merkte ich bald. Die Aussicht auf die Ebene von Ängelholm war einfach wunderbar, man hatte den Hallandsberggrücken und die braunroten Wälder im Rücken, und im Abendlicht leuchtete die Skälderbucht am westlichen Horizont. Der Innenhof war geräumig

wie ein Marktplatz, die Gastwirtschaftsräume waren hoch und tief und dann war da noch ein großer Saal, aus dessen zahlreichen Fenstern man einen Blick auf die Ebene tun konnte. Das sei ja ein richtiger Festsaal, meinte ich.

„Ja,“ antwortete die Hausfrau von Groß-Boarp. „Und hier sind auch Bälle und Festeffen in meiner Jugend abgehalten worden. Wenn die Gegend eine Schlittenpartie veranstaltet hatte, tanzten wir hernach in diesem Saale und ich erinnere mich, wie die Lichterkronen durch die vielen Fenster leuchteten, wenn wir in der Dämmerung durch die Ebene zurückfuhren.“ Es war, wie wenn ich noch heute einen Abglanz dieser Festesfreude in ihren Augen hätte sehen können. „Und gleichwohl ist das nichts“, fuhr sie fort, „gegenüber dem, was Groß-Boarp früher, in alten Zeiten bedeutete. Hier oben war ein zweiter Stock aufgebaut, ein richtiges Prachtgeschöß, und von dort konnte man das Meer nach allen Richtungen hin sehen. Der Boarpskönig wollte es so haben, denn er pflegte zu sagen, daß er seine Schiffe draußen auf dem Meere sehen wolle. Eines von den Schiffen, die er besaß, war mit Kupfer beschlagen und trug denselben Namen wie seine Frau Bengta. Man behauptete von ihm, er sei so reich, daß er den ganzen Weg vom großen Hotel in Ängelholm bis nach Boarp hätte mit Papiertalern belegen und darauf hätte fahren können, ohne den Erdboden zu berühren – wenigstens soll er sich selbst einmal so ausgedrückt haben, spät in der

Nacht nach einer seiner großen Spekulationen. Er besaß sowohl Wälder wie Herrenhöfe, jedoch wohnen blieb er hier und begnügte sich nur mit dem Aufbau eines zweiten Stockwerkes. Als die Familie meines Mannes Boarp erbte, wurde letzteres wieder abgerissen, weil es zu kostspielig gewesen wäre, es instand zu halten. Wir haben niemals versucht, mit dem Boarpskönig zu wetteifern.“

„Dem Boarpskönig?“, rief ich aus. „Ich glaube, ich habe diesen Namen schon einmal gehört — besaß der nicht auch einmal Rössjöholm? Wie war doch sein richtiger Name?“

„Er hieß Johannes Johansson“, antwortete die Frau, „und er starb im Armenhaus von Hjärnarp.“

3.

So habe ich also beide Residenzen des Boarpskönigs heute Nachmittag kennengelernt, dachte ich, während ich über Hjärnarp heim nach Margretetorp wanderte, oder zumindest das, was noch von ihnen übrig war; und ich leugne nicht, daß ich auf Johannes Johansson neugierig geworden war. Aber der Durst danach peinigte mich nicht, denn ich wußte ja, daß ich an jener Quelle wohnte, wo ich ihn gestillt bekommen konnte.

„Oh doch, gewiß kannte ich Johannes Johansson“, meinte Carl Ekberg, nachdem er sich die älteste und

feinste Meerschammpfeife angesteckt hatte. „Ich erinnere mich sowohl an ihn wie an seine Frau Bengta, und als Junge bin ich dageigewesen, wie man sowohl jenen wie diese begrub. Wir waren ja verwandt — Bengta war die Schwester meiner Großmutter, der Mutter meines Vaters.“

Carl Ekberg hatte den Boarpskönig in bester Erinnerung, denn der hatte in den Tagen seiner Macht und seiner Größe ein Herz für Erinnerungsmale der Gegend, für alles, was alt und ehrwürdig war. Niemand anders als er war es gewesen, der auf das Taufbecken der Tössjö-Kirche und die geschnitzten Kirchentüren aus Eiche mit den lateinischen Inschriften achtete, als die Kirche umgebaut wurde. Die wären sonst verlorengegangen. Dank seiner Aufmerksamkeit aber war das Taufbecken wieder auf seinen alten Ehrenplatz gekommen, während er die Türen leider nicht retten konnte; denn unter seinem Nachfolger wurden sie zu Brennholz zerhackt. Verstreut und zerstört wurde all sein Gut, als die Sturmflut am Ende über Groß-Boarp hinwegging. In Bengtas Zimmer in dem Ausgedinge auf Margretetorp sah Carl Ekberg in seiner Jugend nur noch einige der feinen gustavianischen Stühle, deren vergoldete Lehnen hell leuchteten, während die alte Frau an ihrem grauen Wollgarn strickte. Drüben im Aliehof stieß ich einmal auf ein paar schöne massive Eisenleuchter, die Bengta in aller Heimlichkeit dort für einige Reichstaler in Pfand gegeben hatte. Und in einem Garten an der

Landstraße nach Förslöv stand noch zu meiner Zeit eine geschnitzte Galionsfigur mit verblassten Farben — die hatte einmal ihren Platz am untern Teil des Bugspriets einer der Schuten des Boarpskönigs gehabt, vielleicht der kupferbeschlagenen Bengta, die bei Mellbystrand auf Grund geriet und wrack wurde. Mit Recht fand Carl Ekberg, daß die Holzfigur in seine Sammlung auf Margretetorp gehörte, und er hatte sie auch rechtmäßig erworben; allein dann veräußerte er, sie sofort abzuholen, und als das Haus in andere Hände geriet, war ihr auf schlimme Art ein Ende bereitet worden. So kam sie um ihren letzten Ehrenplatz in jenem Hause, in welchem die Lady Saint George von Bälteberga, die Herrin über Tipperary, unter Erinnerungen und Reliquien thront, stolz und stattlich, aristokratisch und bäuerlich zugleich.

Unter ihren dunkelblauen Augen habe ich das wenige aufgelesen, was ich über den Boarpskönig weiß, über seine Größe und seine Erniedrigung. Es ist eine seltsame Geschichte, und es wäre jammerschade, wenn sie ebenso von der Vernichtung verschluckt würde wie die Kirchentüren von Lössjö mit den unbekanntem Inschriften. Denn sie ist nicht nur seltsam, sie ist auch schön und erbaulich. Sie ist in ihrer Tiefe ganz anders als man erwarten könnte. Sie handelt nicht von Johannes Johanssons Größe und Erniedrigung; nein, sie handelt von seiner Erniedrigung und seiner Größe. Das ist die richtige chronologische Ordnung.

Johannes Johansson, stammend aus begüterttem Bauerngeschlecht, diente seine Lehrzeit bei dem reichen Bauer Anders Olsson auf Groß-Boarp ab und erhielt hierauf dessen jüngere Tochter Bengta zur Frau, die, ebenso wie ihre Schwester, viele Tonnen Gold erbt. Der Hof wurde sein Eigentum und das Vermögen wuchs rasch. Er kaufte und verkaufte Wälder, Häuser, Herrenhöfe. Die Grenze zwischen Schonen und Halland ging durch die tiefen Forsten, die er bei Simontorp besaß, seine Buchen und Eichen wuchsen in königlicher Pracht auf beiden Abhängen des Hallandsrückens. Er erwarb Snapparp bis fast zur Ebene gegen Landskrona zu, mit Hunderten von Morgen reicher Ackererde. Zusammen mit ein paar anderen Bauern kaufte er sogar das durch seine Sagen berühmte Rössjöholm, und als der eine seiner Gesellschafter, Lindgren, im Eise des West-Sees einbrach und ertrank, war Johannes in der Lage, den Herrenhof allein zu übernehmen. Das Gerücht mußte zu berichten, wie viele Tonnen Gold er gewonnen hatte, als er sich aus dieser Spekulation herauszog. Er machte Geschäfte mit Konsul Sagerman von Bstad, der seinerzeit Napoleons Malmaison kaufte und die letzte Ursache war, daß die Empiremöbel der Kaiserin Josephine heute noch in der Gegend von Rössjöholm auftauchen. Das Reich des Boarpskönigs erstreckte sich weithin, er besaß drei Häuser in Ängelholm und eines

am Hafen der Stadt an der Skälderbucht, denn er war auch Reeder und herrschte im Gegensatz zu Napoleon auch auf dem Meere.

Was ist Wahrheit und was ist Dichtung an all dem, was man sich über den König auf Boarp erzählte? Ich vermag das nicht zu entscheiden. Man kann die Leute behaupten hören, daß er zu einem bestimmten Zeitpunkt auch Schloß Ängeltofta mit den fruchtbarsten Strichen der dortigen Ebene sein eigen nannte, aber das stimmt nicht. Die Legenden müssen so dicht um ihn herum emporgeschossen sein, daß man die damaligen Gesichtszüge nicht mehr genau erkennen kann. Aber es muß ein ganzer Strom von Märchen und Spannung um ihn und seine Unternehmungen gewesen sein. Er war mächtig und einflußreich und muß wohl übermütig und leichtsinnig geworden sein: Er soll sich seine Pfeife mit Geldnoten statt mit dem Fidibus angesteckt haben, und bis vor nicht langer Zeit lebte noch eine alte Zigeunerin vom Bergrücken, von der es hieß, sie habe als junges, hübsches Mädchen von Johannes fünfzig Reichstaler bekommen, weil sie bei einem seiner Feste auf einem Tische tanzte. Es gibt dunkle Gerüchte, er habe gute Freundschaft mit Janne Damm gehalten, dem berüchtigten und gefürchteten Skandal-schreiber und Herausgeber des „Kritikers“, und ganz richtig, Carl Ekberg erinnert sich, daß er als Kind ihn von einem Ball hat erzählen hören, wo der Pietro d'Uretino der schwedischen Schmutzpresse figurierte. Aber das ist wie

eine unterirdische Welt, in deren dumpfen Katafomben die Lichter verlöschen. Auf Boarp habe ich raunen hören, daß Bengta Trost im Glase gesucht habe, oder besser gesagt, in den Milchkannen, in denen sie den Branntwein aufzubewahren pflegte. Johannes habe einmal das Mädchen geschickt, sie aufzufüllen, und dabei sei die Wahrheit herausgekommen. Doch diejenigen, die Bengta in ihrem Alter kannten, versichern, an der grauhaarigen kleinen alten Frau niemals auch nur eine Spur von Trunkenheit bemerkt zu haben; das ist also wohl nur Verleumdung. Vielleicht ist es sicherer, bei anderen Zügen zu verweilen, die zeigen, daß es sich bei Johannes auf Boarp, auch in den Triumphtagen des Wohlstandes und der weltlichen Irrungen, um ein wahrhaft königliches Gemüt gehandelt hat. Als Anders Ekberg, der Vater des jetzigen Besitzers von Margretetorp, zehn Jahre alt wurde, erhielt er zu seinem Geburtstag ein kleines Dländerpony als Geschenk von Johannes; und als er sich vor der Aufgabe sah, nach dem Tode des Vaters die Gastwirtschaft und den landwirtschaftlichen Betrieb zu übernehmen, fand er einen Rückhalt bei dem Mächtigen auf Boarp, ja der Kauf geschah für den Anfang in dessen Namen. Ich habe selbst ein Dokument gesehen, einen Kaufabschluß, der im Grunde eine Schenkung war, durch welchen Johannes Johansson am 29. August 1870 der Gattin des Gastwirts Anders Ekberg, Helena Hallberg, einen Teil von Margretetorps edelsten Kleinodien übereignete — das

war ein Fall am Forellenbach mit Verdämmung und Plätschermühle, gläserndem Wassergebraus, grün bemooften Baumstrunken, Sonnenflecken und blanken Fischen —, eine poetische Gabe, eine königliche Gabe wie ein Schmuck aus Smaragden und Diamanten.

5.

An jenem Spätsommertag des Jahres 1870 war der Boarpskönig noch nicht gestürzt und aus anderen Zeichen schließe ich, daß sein Glück ungefähr im Jahre 1867 im Zenith gestanden haben muß. Er war damals reichlich fünfzig Jahre alt. In den Siebzigerjahren kam dann die Krise im Gefolge des großen Krieges, und während dieser Erschütterungen begann auch das gewaltige Gebäude zu wanken, sich in den Fugen zu lösen, bis es schließlich zusammenbrach. Wie das im einzelnen vor sich ging, weiß ich nicht. Es soll mit Bürgschaftsverbindlichkeiten begonnen haben, denen er nachkommen mußte und die ihn zum Verkauf seiner wertvollsten Ertragsquellen zwangen. Zum Schluß war er von Haus und Hof vertrieben. Auf Margretetorps Gasthof saß damals Anders Erberg, der Sohn seines Schwagers, und der frühere Schützling wurde jetzt zum Beschützer. Frau Bengta übersiedelte gänzlich dorthin und erhielt eine Ausgehungstube neben den unverheirateten Schwestern des Wirts. Des Verarmten eigene ältere Schwester Ker-

stin, die Mutter des Wirts, lebte noch die erste Zeit mit ihnen zusammen. Das war sicher kein ungünstiges Schicksal. Die Luft auf Margretetorp ist immer freundlich und sonnig gewesen, und Leben und Bewegung gab es dort in Überfluß. Dort saß sie, die alte Königin, die ihren Namen einem Schiff auf dem Meer gegeben hatte, und die Jungen des Wirtes kamen und spielten bei ihr im Vorflur; der eine von ihnen pflegte immer das Segel auf ihrer Schute zu hissen, und darum wurde er auch mit der Zeit Schiffskapitän.

Aber Johannes selbst, der gefallene König, war von hartem und festem Kernholz, das zeigte er jetzt in seinen unglücklichen Tagen. Für das sanfte, tatenlose Idyll war er nicht geschaffen. Er weigerte sich auf das bestimmteste, als Bettler irgendwo zu wohnen, er wollte nicht im Ausgedinge leben. Vom Gastwirt erhielt er die kleine Hütte, einige Steinwürfe vom Hofe entfernt, eingeräumt und dort wirtschaftete er nun selber. Das ging ohne Schwierigkeit, denn er wurde der zäheste und emsigste unter den vielen, die auf dem großen Hofe, dem Kreuzungsmittelpunkt der ganzen Gegend, Arbeit suchten und fanden. Um fünf Uhr morgens, im Dunkel und am hellen Tage, im Winter und Sommer, kam er seinen Waldweg heruntergewandert und kehrte niemals früher als in der Dämmerung zurück. Er war geschickt im Sprengen von Gestein und im Graben von Deichen und am liebsten beschäftigte er sich mit dem Roden und Arbar-

machen. Es war die richtige, einfache Körperarbeit, nach der er trachtete, trotzdem er sich sicher auch für andere Arbeit geeignet haben würde, die ihm gleichfalls zur Verfügung gestanden hätte. Man ahnt, daß es jene harte Mühe war, die ihm die Ruhe bescherte und alle ungesunden Gedanken in die Flucht schlug. Untätig war er niemals. Wenn seine Hände rasteten, las er Bücher verschiedener Art, zumeist aber die Bibel. Er zeigte sich immer sorgfältig rasiert und mit weißem langem Haar. Demütig in seiner Liebe zur groben Arbeit hatte er doch eine ungesuchte Art, seine Würde zu wahren; er nahm das Geld nicht zusammen mit den anderen Tagelöhnern entgegen, sondern ließ den ganzen Monat vorübergehen, ehe er dem Gastwirt seine genau geschriebene Rechnung überreichte, und niemand hat ihn je an dem blankgeschauerten Ladentisch gesehen, auf dem die Branntweingläser gefüllt wurden.

6.

Man kann sagen, daß der Becher der Prüfungen diesem Alten bis an den Rand gefüllt und von ihm bis auf den Grund geleert wurde mit einer Hand, die nicht zitterte.

An einem frühen Herbstmorgen stand er auf dem Vorhof zusammen mit dem Wirt. Er war dabei, nach seiner Rodungsstelle aufzubrechen, die er einsam am Abhang des Hallandsberggrückens in Arbeit genom-

men hatte. Anders Ekberg, der ihn sein Mittagessen einpacken sah, legte ihm zum Abschied die Hand auf die Schulter, die bereits krumm zu werden begann, und fragte ihn, ob ihm die Zeit niemals lang würde. „Nein, weißt du“, kam die Antwort, „ich bin jetzt glücklicher als früher, da ich unter den Kronleuchtern in meinen großen Sälen saß. Jetzt schlafe ich in den Nächten ruhig. Das tat ich damals selten. Und wenn ich an meine Arbeit denke, habe ich Ruhe.“ Mit diesen Worten ging er.

Aber er kam zum Abendessen nicht zurück. Gerade als Anders Ekberg über sein Ausbleiben unruhig zu werden begann, kam der Schullehrer eilig daher. Es handelte sich bei ihm diesmal um etwas anderes als um die Post. Auf seinem Wege zum Gasthof hatte der Schullehrer nämlich Johannes am Waldrand gefunden — er lag auf dem Boden und versuchte sich einen Finger abzureißen, der lose an seiner Hand baumelte, ein zweiter Finger fehlte ganz. Johannes hatte sich mit Sprengen beschäftigt, ein Schuß wollte nicht losgehen, und während er von neuem aufbohren wollte, war die Ladung explodiert. Er hatte nicht um Hilfe gerufen, sondern war ruhig unter einige Büsche gekrochen, um auf den Lehrer zu warten, den sein täglicher Weg dort vorbeiführte. Er wurde von den Leuten des Gasthofes nach Margretetorp heruntergeschafft. Anders Ekberg wollte ihn nach dem Spital in Ängelholm schicken, aber Johannes weigerte sich und war dazu nicht zu bewegen. Nur eine einzige

Bitte hatte er und die war, daß man ihn hinauf in seine eigene Stube bringe. Dort lag er und pflegte selbst seine Wunden, bis er eines Tages, bleich und ein wenig gebeugter als zuvor, zurückkam und seine Arbeit fortzusetzen beehrte.

Seine Kräfte waren nicht mehr dieselben und auch die verstümmelte Hand behinderte ihn. Schließlich begab er sich auf die Landstraße und klopfte Steine. Er bekam acht Schilling pro Tonne und freute sich darüber, daß der Gutsbesitzer von Ulriksfält so viel kaufte, wie er schaffen konnte. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang konnte er fünf Tonnen Steine bewältigen, und das reichte für seinen Unterhalt. Er hätte sich so noch viele Jahre selbst versorgen können, wenn nur nicht die Krämpfe es ihm zum Schluß immer schwerer gemacht hätten, einsam in seiner Stube zurechtzukommen. Anders Ekberg bat ihn eindringlich, doch nach dem Gasthof überzusiedeln, aber er wollte nicht. Er wollte dort nicht als Geduldeter unter den Augen der Menschen herumlaufen. Er wollte nicht Schutz in Bengtas Ausgedingstube suchen. Er wollte ins Armenhaus zu Hjärnarp wie alle anderen ausgedienten Arbeiter, wenn sie der Pflege und Wartung bedürfen; und so viel war von dem alten Herrscher noch übriggeblieben, daß er seinen Willen durchsetzte. Aber an dem Tage, da der Knecht die besten Pferde anspannte, um Johannes und seine Habseligkeiten nach dem Armenhaus zu Hjärnarp zu fahren, brach Anders Ekberg in Tränen aus und statt seinem Ver-

wandten an der Pforte Lebewohl zu sagen, ging er hinein zu den Röhren in den Stall, gefolgt von seinem zehnjährigen Sohn, der sich erschreckt wunderte, denn der Kleine hatte seinen ernstern Vater niemals zuvor gerührt gesehen und hatte bisher geglaubt, daß dieser keine Tränen hatte. Es war das einzige Mal, daß er sie rinnen sah.

Aber auch von Hjärnarp kam Johannes auf Besuch nach Margretetorp und jeden Sonntag saß er im Feiertagsstaat und glattrasiert bei Bengta in der Stube. Noch konnte er arbeiten und jeden Morgen um fünf Uhr stand er vor seinem Steinhaufen an der Straße. Als die Männer der Dorfverwaltung einst den Gastwirt trafen, beteuerten sie, daß er der fleißigste von allen Armenhäuslern sei und derjenige, der am meisten mit seinem Loß zufrieden sei — wenn alle so viel zu ihrer Gentüge selbst beitragen würden, gäbe es keine Not. Er wurde auch mit Achtung und Rücksicht behandelt. Menschenscheu war er durchaus nicht. Er sah allen, die er traf, mit seinen klaren und steten Augen ins Gesicht. Er konnte ab und zu Besuch auf Höfen machen, auf denen er mit den Leuten noch aus der Zeit seines Wohlstandes bekannt war; dort saß er dann und plauderte über Alt und Neu und hatte dabei nur eine Eigenheit: er liebte es nicht, bewirtet zu werden. Es schmeckt mir nicht, hieß es dann kurz, aber freundlich. Eine Hofgutsfrau berichtete mir, daß sie sich eines Besuches des Johannes in ihrem Elternhaus drüben in Svenstorp erinnere. Ihre Mutter

hatte ihn von Jugend auf gekannt. Sie konnte zum Schluß ihre Zunge nicht meistern und brach aus: „Johannes, ich bewundere dich, wie du dein Unglück trägst!“ Er wurde ungewöhnlich stille und dann antwortete er sacht: „Ich habe manche Versuchung gehabt, aber ich habe sie überstanden und nun ist die Gefahr vorbei. Nun habe ich Ruhe.“ Als er aufgebrochen war, um zum Armenhaus zurückzukehren, fragte die Tochter — jene, die mir die Geschichte berichtete — ihre Mutter auf der Stelle, was es für Versuchungen gewesen wären, die Johannes gehabt hätte, und die Mutter antwortete: „Ich weiß, wie stolz er gewesen, da er jung war. Überall wollte er der Erste sein. Als er einer von den Geringssten wurde, ist er sicher mehr als einmal versucht gewesen, seinem Leben ein Ende zu machen.“

Was er gekämpft und gelitten hatte, ehe er zu dieser tiefen Ruhe gekommen war, was es ihn kostete, sie unter allen Anfechtungen aufrechtzuerhalten, darüber kann niemand etwas sagen, denn derjenige, welcher der wahren Königshoheit teilhaftig wird, liebt es nicht, seine Gefühle preiszugeben. Carl Ekberg, der ihn mit den großen, fragenden Augen des Kindes betrachtete, erklärt, daß er ihn niemals mißgestimmt oder schwach gesehen habe, außer ein einziges Mal und das war, als man seine Frau Bengta auf den Friedhof zu Hjärnarv hinaustrug. Da weinte er untröstlich, während er am Grabe stand und seine verstümmelte Hand den Bauern ringsum darreichte,

die sachte, einer nach dem anderen, vortraten, um ihm ihr Beileid auszudrücken. Zu Anders Ekberg äußerte er: „Ich hatte gedacht, der Tochter des Anders Olsson ein anderes Leben bieten zu können, ihre Schwester hat einen besseren Mann bekommen als ich es war.“

Ein paar Jahre später war Carl Ekberg, jetzt zum halbwüchsigem Jüngling herangewachsen, anwesend, als man Johannes begrub. Das war im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Noch einige Jahrzehnte, und der Boarpskönig wird nur mehr eine sagenhafte Gestalt sein, verschwindend im Nebel, und niemand wird den Platz zeigen können, wo seine Hütte gestanden hat. Niemand wird wissen, daß diese einen wirklichen König beherbergte, das heißt: einen demütigen und stolzen Menschen.

Der letzte Postraub
auf dem Hallandsrücken

1.

Oben an der alten Landstraße gegen Simontorp zu steht heute noch der Stein mit der Inschrift: „Hier wurde die norwegische Post im Jahre 1757 ausgeraubt.“ Dies war weder das erste noch das letzte Mal, daß die Räuber hier in der wilden, unwirtlichen Gegend auf der Höhe des Hallandsrückens, wo die Grenze zwischen Schonen und Halland über Seiden, Sümpfe und Weiden verläuft, ihr Anwesen trieben. Weite Strecken lagen hier zwischen den einzelnen menschlichen Ansiedlungen, von denen einige nur Hütten von Zigeunern oder Unterschlupfe von Räubern waren, halb verdeckt von mächtigen Gesteinsblöcken oder geborstenen Bäumen, von Schrecken umwittert, so daß die Rätnerjungen, die auf der Waldblichtung nach roten Erdbeeren oder in den Moorbiesen nach gelben Himbeeren suchten, wie gebannt und den Finger im Mund stehenblieben, wenn eine solche schwarzhaarige, bärtige Gestalt um die Ecke ihrer Hütte kam.

Aber auch die neue Landstraße, die um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von P. von Möller gebaut wurde und in ihrem Anfang längs dem sich im Tale hinschlängelnden Bache verläuft, hat manches gesehen, ehe das neue Zeitalter der Automobile an-

brach. Noch Carl Ekberg, der Besitzer des Gasthofes Margretetorp, war in seiner Kindheit in den achtziger Jahren Zeuge, wie die Postillone und Diligencutfcher, die an dem sauber gefcheuerten und feuchten Branntweintisch in der Wartestube standen, die Peitschen von sich stellten und ihre vierläufigen eisernen Pistolen hervorholten, sie luden, frische Zündkapseln aufsetzten und dann die Waffen in die Überrocktasche oder hinter den Ledergürtel steckten, während draußen die Pferde mit den Hufen scharrten — das waren die letzten Vorbereitungen für die Fahrt über den Hallandsberggrücken. Und selbst noch zu Beginn der neunziger Jahre wurde die Post bei Högastog geplündert; dieser Ort liegt im Halländischen, ein paar Steinwürfe hinter der Grenze, und auch heute noch brütet etwas Finsteres und Unheimliches über dem Lannengehölz dort auf der mageren, öden Heide. Hier war es, wo Hacka-Greta und ihr Johannes halb totgeschlagen wurden und die ganze Gegend zwischen dem Gebirge und der Ebene von Laholm bei dieser Gelegenheit um ihre Post kam.

Hacka-Greta und ihr Johannes, sagt man immer; es unterliegt keinem Zweifel, wer in dieser Ehe das Regiment führte, aber es ist, als ob dabei noch mehr über das Verhältnis der beiden Eheleute durchschimmerte. Es war das leztmal, daß die Post hier oben ausgeraubt wurde, pflegt man hinzuzufügen. Diese Behauptung darf indes nur mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen werden. Denn zunächst weiß

niemand, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, und in unseren Tagen hat die Post ja wieder von den Eisenbahnschienen auf die Landstraßen zurückgefunden, wo die Autobusse rollen. Außerdem war Hacka-Greta kaum ein richtiger Postillon; was sie in ihrem Wagen führte, war eher eine Art Privatpost, bestehend aus „Aufträgen“ und „Verrichtungen“, Waren und Geld. Dieses ganze Postkontor der Hacka-Greta wurde nun von der dunklen Winternacht bei Hagastog verschlungen, und wie das zuging, soll im nachstehenden berichtet werden.

2.

Hacka-Greta führte ihren Namen nach dem Hackahof, einem Waldgütchen auf dem Gebirge. Wenn man in diesen Gegenden „Greta“ getauft wurde, so geschah es zu Ehren der Königin Margarete, die der Sage nach Margretetorp gegründet hat, und wie diese große Königin war auch Hacka-Greta ein mannhaftes Frauenzimmer, das ihre eigenen Geschäfte wie die anderer wohl zu verrichten verstand. Johannes war brav und bescheiden, aber ein besonderer Blixkerl war er nicht, und sowohl der Roggen wie der Hafer standen nicht sehr schön auf seinen Ackerstücken am Nordabhang des Bergrückens, wo der Felsengrund zutage stieg und der Schatten vom Walde kühl herüberfiel. Am liebsten ging Johannes und

scherzte mit den Milchälbern, und das gelang ihm besser als jedem anderen: sie umdrängten ihn in den Ställen, rannten ihm auf der Weide nach, ja sie folgten ihm bis in die Stube hinein, so daß Hacka-Greta sie mit der Ofenkrücke hinausjagen mußte — Johannes vermochte das nicht. Er war gut, er war fromm, und deshalb liebten ihn die Tiere — es lag ein Duft von süßer Milch und Unschuld um den rosigen, flachshaarigen und etwas krummen Johannes, wo immer er hinkam. Hacka-Greta bewunderte ihn. Damit stand sie allein. Alle anderen hielten ihn für einen armseligen Schlucker, nur Hacka-Greta sah zu ihrem Johannes auf. Sie hatte sicher ihre heimlichen Gründe dafür, denn sie war ein klarerer Kopf als die meisten anderen. Sie genoß auch den nötigen Respekt; in ihrer Gegenwart wagte niemand, es an Achtung vor Johannes fehlen zu lassen, ein Blick aus ihren großen braunen Augen genügte. Sie wußte, was er wert war. Wenn Gott der Herr dereinst am Tage des großen Gerichts, wo jede menschliche Seele auf der Goldwaage gewogen werden soll, darüber in Zweifel geraten sollte, so würden die Kälber und Hacka-Greta vor die Schranken treten und für Johannes bürgen, in brüllendem Baß und hellem Distant. Bessere Zeugen würde einer so leicht nicht haben können.

Um das wettzumachen, was dem Johannes an geschäftlicher Tüchtigkeit und dem Ackerboden an Kraft fehlte, hatte Hacka-Greta es unternommen, einmal in der Woche regelmäßig nach Hälfsingborg zu fahren

und dabei für die gesamte Gegend die nötigen Geschäfte zu besorgen. Zeitig am Freitagmorgen brach sie auf. Sie hatte den Wagen voll von Körben mit Eiern und Käse, Butterbeuteln und Kohlköpfen, mit Birkhühnern und Auerhähnen und Hasen, mit Rebhühnern und Haselstöcken in Bündeln, mit Maiglöckchen, je nach der Jahreszeit. Hacka-Greta war es, die alle diese Gaben der bergigen Landschaft auf den Markt nach Hälfsingborg brachte; sie thronte auf ihrer Fuhre wie eine Ceres mit dem Füllhorn, wie eine wettergebräunte Flora, eine schwellende Pomona, eine von der Jagdbeute niedergedrückte und etwas untersezte Diana. Ihr alter, ein wenig steifbeiniger Gaul Polle blieb von selbst vor Benmölla stehen, wandte sich um und warf einen klugen Blick auf die Ladung zurück, um zu sehen, ob der riesengroße Rummelkäse richtig verstaute sei, dann trabte er weiter den Abhang hinab den brausenden Bach entlang. Sobald sich das Gefährt der Hufschmiede an der Brücke näherte, spähte Polle von weitem schon, ob der magere Schmied mit ein paar weißen Hasen oder einem Büschel glitzernder Forellen vor der Thür stand: dann verlangsamte er die Fahrt; sonst setzte er seinen Trab fort, bis er weiter vorn zur Wegscheide kam, wo die Ebene von Angelholm begann, und damit für ihn der ruhige Trott. Hacka-Greta lenkte den Wagen selbst, aber wemngleich sie die Zügel fest in ihrer Hand hielt, so hatte sie doch die Peitsche dem Johannes gegeben, der auf dem Ehrenplatze

rechts neben ihr saß und vor den entgegenkommenden Lastfuhrern und den Herrschaftskutschen von Skottorp und Angeltofta präsentierte, gerade als ob er in Wirklichkeit der Kutscher wäre; denn sie hielt streng auf sein Ansehen. In Angelholm wurde nicht angehalten, denn dort gab es zu schlechte Preise für die Produkte aus dem Waldland. Nein, sie fuhr in sachtem Tempo weiter durch die endlose Straße der Tonkuckucksstadt, und wenn die Sonne sank, waren sie in Hälfsingborg, wo sie für Polle und sich selbst ihr Nachtlager im Stalle des Kaufmanns in der Kullenstraße bezogen; beim Schein einer schläfrigen Stallaterne schirrte Johannes das Tier ab und gab ihm unter freundlichem Geplauder seinen Laib Brot, während Hacka-Greta ihr Lager im Stroh zurecht machte und das Psalmbuch hervorholte. Denn auch sie war fromm, wenngleich nichts weniger als bigott.

Zeitig am Morgen, oft schon beim ersten Tagesgrauen, stand sie auf dem Markt unten am Hafen, wo die Möven vom Öresund mit hungrigen Schreien über ihrem Haupte kreisten. Einen langen, geschäftigen Tag hatte sie vor sich. Sie ging von Stand zu Stand, verteilte ihre Waren beim Wildhändler und in der Markthalle, verkaufte die Butter an die Hausfrauen der Stadt, die blanke Zweikronenstücke hervorholten, um damit von der Butter etwas abzuschaben und zu kosten, sie handelte mit der Haushälterin vom Hotel Mollberg den Preis der Birkhühner aus und gab der schönen jungen Magd des Stadtphysikus ganze

Büschel von Goldaurikeln — sie nannte sie Hahnenkämme — als Gegenleistung dafür, daß diese den Käse im ganzen kauften. Wenn die Sonne im Mittag stand und ihre Strahlen senkrecht auf die rostbraune Ziegelmauer des „Kerns“ fielen, pflegte Hacka-Greta ausverkauft zu sein, aber das bedeutete keineswegs, daß sie nun ausruhen konnte. Denn jetzt begann sie einzukaufen: Zucker und Raffee, Petroleum und Kerzen, Rosens Tropfen und Liniment in der Apotheke, Kleiderstoffe und Garnrollen in den Läden. Überall war sie bekannt; bei den Schiffsvorrathshändlern unten am Hafen wußte man, welche Art Aufzugseile sie für den Müller in Ost-Rarup brauchte, und daß sie sich nicht den nächstbesten schäbigen Sackstoff anhängen ließ; im Spritladen lagen die Flaschen schon verkorkt und eingepackt für sie bereit, und die kleine Viertelflasche für Johannes mußte zugeharzt sein, so daß sie sicher sein konnte, daß diese nicht unversehens im Dunkel der Nacht auf der Heimfahrt angebrochen werden könnte — erst am Sonntagnachmittag bekam Johannes seinen Schnaps.

Es war merkwürdig mit Hacka-Greta: sie hatte nicht eine geschriebene Zeile bei sich — aus gutem Grunde, denn sie konnte nicht schreiben, und lesen konnte sie nur Gedrucktes. Gleichwohl war es in den zwanzig Jahren nicht ein einziges Mal geschehen, daß sie eine ihrer Besorgungen vergessen, einen ihrer Aufträge oder eines ihrer Pakete verwechselt hätte. Hatte sie der alten Schafferin vom Gutshof ver-

sprochen, ihr als Zugabe zu der gekauften Reisgrüße auch noch eine Tüte Brustkaramellen zu erwirken, dann konnte sie das Geschenk gewiß auch siegreich aus ihrer Manteltasche hervorholen, eine Sekunde eher als die andere sich daran erinnerte; und hatte die Schneiderin einen Almanach mit einer hübschen Geschichte von Branér auf den Umschlagseiten bestellt, so fand sich diese auch dort auf dem roten Papier und erwies sich als genau so spannend, wie man es nur erwarten konnte. Und bis jetzt hatte noch niemand der Hacka-Greta den geringsten Rechenfehler nachweisen können: alles stimmte bis auf den letzten Heller in den unzähligen Papiertüten, die ihre Manteltasche, ihre Handtasche und ihr Bündel füllten; und die großen Münzen in ihrer tiefen Lederbörse, die vielen Scheine in ihrer stattlichen Brieftasche lagen stets im richtigen Fach. Wie konnte sie nur alle diese verschiedenen Dinge richtig im Kopf behalten! Es kam vor, daß sie hundert Pakete im Wagen hatte, und, nachdem sie vor jeder Sauntür am Wege stehen geblieben war, um etwas entgegenzunehmen oder abzuliefern, strömte dann noch die ganze Woche über die Bevölkerung auf dem Hackahof bei ihr ein und aus, bis endlich alle Fäden abgewickelt waren. Unordnung gab es niemals. Friede und Eintracht strahlten ständig von den unschuldigen Zügen des Johannes. Das Geheimnis bestand vielleicht darin, daß Hacka-Greta niemals ungeduldig, niemals übereilig und niemals mißmutig war. Mit voll-

kommener Ruhe hörte sie allen zu, und das kostete sie offenbar keine große Anstrengung, denn das meiste, was man ihr zu sagen hatte, wußte sie bereits im voraus. Sie saß im Mittelpunkt und überschaute alles. Es war im Grunde überflüssig, ihr etwa mitzuteilen, daß in Sultrugered Vorbereitungen für eine Geburtsfeier getroffen wurden; denn sie hatte ihre sicheren Anzeichen, nach denen sie sich richtete, und wußte im voraus, was nötig war. Wenn die Frau des Wirtes von Margreterorp vergessen hatte, extrafeinen Kaffee in Hälfsingborg zu bestellen, obgleich sie den Besuch ihrer vornehmen Verwandten, der Schloßherrin in Irland, erwartete, so konnte es vorkommen, daß Hacka-Greta ohne viel Aufhebens, heiter und schmunzelnd, ein duftendes Paket aus dem blaugewürfelten Bündel, ihrem Allerheiligsten, hervorholte und es mit den Worten hinreichte: „Ich kam auf den Gedanken, daß diese Laddy nicht an unsere Bauernbohnen gewöhnt ist, und nahm daher bei Corfisens ein Pfund von seinem besten und ließ ihn extrafein mahlen; sollte aber Frau Ekberg bereits einen besseren von Ängelholm bekommen haben, dann will ich diesen gerne an den Küster von Ost-Rarup weitergeben — der soll am Mittwoch, wo er sechzig Jahre alt wird, eine silberne Tabaksdose bekommen; er weiß es selber noch nicht —, und da kann es sein, daß er seinen Leuten eine richtige Tasse Kaffee vorsetzen muß.“

Es ist leicht zu verstehen, daß Hacka-Greta selten fertig wurde mit allen ihren Besorgungen in Hälfsing-

borg, ehe die Sonne hinter der dänischen Küste untergehen wollte. Oft war es schon spät am Abend geworden, wenn Polle auf den Gasthof Margretertorp zusteuerte, so sehr er auch trabte, sobald es heimwärts ging. Am Fuße des Berges wurde haltgemacht, und Frau Ekberg lud regelmäßig Hacka-Greta und ihren Johannes zu einer Tasse Kaffee ein. Das freute Hacka-Greta ganz besonders; denn dann konnten alle Leute sehen, daß Johannes gebeten war, durch das Schankzimmer in die Wohnung zu gehen, was eine besondere Ehre war; trotz dieser Ehre aber wußte sie es zu verhindern, daß der Gastwirt Johannes auf ein Gläschen Schnaps einlud. „Johannes will nichts“, beteuerte sie, „denn wir müssen in der dunklen Nacht noch über den Berg.“ Über Johannes' Gesicht glitt ein milder, aber vieldeutiger Schimmer. „Ich glaube meiner Seel', Frau Greta hält die Zügel in der Hand“, lachte der Wirt überlegen. „O nein, o nein, Johannes ist es, der die Peitsche führt“, versicherte Hacka-Greta und sah glücklich und ergeben drein. Aber den Brantwein bekam Johannes doch nicht. Die verharzte Viertelsflasche gluckste munter in seiner Brusttasche weiter. Polle, der inzwischen vom guten Hafer des Wirts bekommen hatte, ließ ein kurzes Wiehern vernehmen, das mehr ein Husten war: er wollte nach Hause. Draußen war es dunkel, und nur ein breiter Lichtstrahl fiel auf den weißen Hof durch die offene Thür des Stalles, in welchem die Burschen die Personenpostpferde fütterten und für die Nacht

zurechtmachten. Das sah so warm und traulich aus. Die Landstraße war lang und kalt und dunkel. Als sie dann zum Tor hinausfuhren, schlug ihnen bereits das Brausen des Baches entgegen, so laut und unheilverkündend, wie es nur im Herbst bei hohem Wasserstand sein konnte. Einer der Burschen kam aus dem Stalle und rief dem Wagen höhrend nach: „Daß gut auf, Johannes, daß die Zigeuner dir deine Greta nicht rauben!“ „Pfui, August“, kam die Antwort von Greta. „Passe nur jeder auf sich selber auf — wir sind alle in Gottes Hand!“

Und dann begann Polle die Steigung hinaufzuklettern, und der Wagen verschwand in der Dunkelheit; es konnte über Mitternacht, ja bis zum Sonntagmorgen währen, ehe der steifbeinige und etwas huf-lahme Gaul in seinen dunklen Stall auf dem Hackahof kam. So gingen viele Sonnabendnächte hin. Und daß ich erzählen kann, wie es just an diesem Abend zugegangen ist, kommt daher, daß des Wirtes ältester Junge damals in der Rüchentür stand, ein neugebackenes Weizenbrötchen in der Hand, und alles das mitanhörte und glücklich war, daß er in der sternlosen, windigen Herbstnacht, erfüllt von dem Brausen des Baches, nicht mit über den Bergrücken mußte. Wenn die Zigeuner wirklich dort oben auf der Heide auf der Lauer lägen? sagte er sich mit einem Schaudern und ging hinein in die warme Stube zu seinem Buch. Er ging zur Schule in Hälfsingborg und hatte „Karl XI. und die Schnapphähne“ als Aufgabe bekommen.

Nächsten Sonnabend sah er Hacka-Greta wie gewöhnlich wieder auf dem Markt in Hälfsingborg stehen. Es gibt wohl keine Schnapphähne und Räuber mehr, meinte er dann. Es geschieht nur aus Gewohnheit, wenn die Postillone daheim in der Wirtsstube noch die Pistolen laden.

3.

Der Herbst ging vorüber, und es wurde Winter. Eines Sonnabendnachmittags begann es zu schneien, aber das Wetter war milde, so daß Johannes auf dem Wege hinauf auf den Berg mehrere Male vom Wagen steigen mußte, um den Schnee von den Hufen des Pferdes abzuklopfen, der sich dort festgetreten hatte. Alles lag in grauweißer Abenddämmerung, in der man kaum die Wacholderbüsche, nur wenige Schritte draußen auf der Heide, unterscheiden konnte. Kurz vor Mitternacht hatte Hacka-Greta die Grenze passiert, bald wäre der höchste Punkt überschritten gewesen, und es wäre wieder talwärts gegangen, ein paar Stunden noch und sie wären daheim gewesen.

Aber als sie zum Tannentwäldchen bei Högaklog vorkamen, standen drei Wacholderbüsche mitten auf dem Weg. Polle hielt sofort betroffen an, scheute zur Seite, und schon im nächsten Augenblick ergriff einer

von den Wacholderbüschen ihn beim Kopfzaum — es war ein Mann, gehüllt in Sackleinwand, mit geschwärztem Antlitz. Die anderen zwei Gestalten, auf dieselbe Art verummmt und mit Masken vor dem Gesicht, stürzten sich auf den Wagen. Johannes wurde vom Rutschbock gerissen und in den Schnee geworfen. Der eine der Räuber ergriff auf dem Wagen einen Zuckerhut, in graues Packpapier gewickelt — der war für Karups Pfarrhof bestimmt — und schlug damit Johannes so hart auf den Kopf, daß ihn schwindelte. Greta verteidigte sich tapfer. Das erschreckte Pferd kam dem Straßengraben so nahe, daß der Wagen umzukippen drohte. „Sei still, Polle“, hatte Greta noch die Besinnung mitten in diesem Kampf zu rufen. „Sei selbst still, du Alte“, antwortete eine rauhe Stimme unter der Maske. Zwei der Räuber hatten jetzt Johannes in den Graben geschleppt, wo sie seine Kleider durchsuchten; aber der dritte rief: „Laßt den armseligen Kerl liegen und helft mir lieber gegen diese Alte hier, mit der ich nicht fertig werde!“ Alle drei übermannten Greta schließlich, wiewgleich ihnen das blaue Flecken und Schrammen eintrug; den Peitschenschaft schlug sie am Gesicht des einen in Stücke, den anderen biß sie in die Hand im selben Augenblick, da dieser ihr die Börse aus der Manteltasche holte und entriß. Stück für Stück wurden ihr die Kleider vom Leibe gezerrt und durchsucht, bis man schließlich, ganz zu unterst, die große Briefftasche entdeckte, die umspannt war von einem alten Strumpfband und ge-

spickt mit beinahe vierhundert Kronen. Jetzt blutete Hacka-Greta und hatte nichts mehr am Leibe als das Hemd; als man ihr die Briefftasche entriß, schrie sie in voller Raserei: „Habt ihr schon alles andere genommen, dann nehmt das Hemd auch noch, verfluchtes Diebspack!“ Ein Hieb mit einem Totschläger über das Hinterhaupt war die Antwort, und Hacka-Greta fiel bewußtlos in ihren geplünderten Wagen zurück wie die Adlerhenne in ihr Nest.

Als sie wieder zu sich kam, fiel immer noch der Schnee in dichten Flocken herab auf die Straße und Heide. Der gute alte Polle stand still und trauernd am Grabenrand, wohin er geraten war; der leere Wagen stand geneigt, war aber nicht umgekippt. Allmählich krabbelte sich der gute alte Johannes aus dem Graben heraus und schlug die abgebrauchte Pferdebede, die auf dem Boden des Wagens lag, der halb-nackten Greta, die vor Kälte mit den Zähnen klapperte, um den Leib. Der Wagenstrang war noch ganz, das Wagenlicht brannte fahl, und so setzte sich langsam in dem Schneewetter das Gespann wieder in Bewegung auf den Hackahof zu, wo die brüllenden Rühe den weinend im Stalle herumschleichenden Johannes nur schwer wiedererkannten. Hacka-Greta las ihren Psalmvers, bohrte sich ins Rissen und schlummerte ein. Sie hatte keine Träne vergossen.

Tags darauf, am Sonntagnachmittag, saßen Hacka-Greta und Johannes drinnen beim Wirt von Margretetorp in dessen bestem Zimmer, und Johannes durfte anstandslos Schnaps zusammen mit dem Bezirksamtmanne Trädgord trinken, den man dorthin gerufen hatte. Die Türen waren gut verschlossen, denn in der Wirtsstube draußen lärmte das Volk der Umgegend. Die Frage, die hier im Kontor zur Erörterung stand, war, wer die drei verummten Räuber gewesen sein könnten, und der Kommissar, der seine Pappenheimer kannte, hatte viele in Vorschlag zu bringen; aber Hacka-Greta schüttelte immer nur den Kopf. Es wurde hin und her überlegt und noch einmal überdacht, wie alles zugegangen war; als aber Johannes richtig veranschaulichen wollte, wie schrecklich es gewesen war, und beteuerte: „Wir lagen dort und baten um unser Leben“, unterbrach ihn Greta mit den Worten: „Nicht ich, denn ich schlug drein und wehrte mich!“ Sie nahm es nicht im geringsten tragisch. Was sie besorgt machte, war nur, daß die Sendungen dadurch in Unordnung geraten waren. „Was sollen die Leute von mir denken, wenn ich ihr Geld nicht ordentlich zu schützen verstehe?“

„Wer ist es nach Ihrer Meinung denn gewesen, Greta?“ fragte schließlich der Kommissar, nachdem sich alle seine Vermutungen als unhaltbar erwiesen hatten. „Ich meine nichts, ich weiß es“, antwortete Greta.

„Es war Polle von Hulebäckeryd.“ — „Wie können Sie das wissen?“ — „Doch, denn als ich meinem Pferde zurief: ‚Sei still, Polle‘, rief der Kerl: ‚Sei selber still, Alte!‘ Er glaubte, daß er es war, den ich anredete. Ich meine auch seine Stimme wiedererkannt zu haben, und als er mir die Briefftasche entriß, tat er dies mit der linken Hand. Daß der Papier-Polle aber Linkshänder ist, wissen ja alle, das war schon sein Vater.“

„Hat Polle von neuem mit seinen Praktiken begonnen, dann will ich ihm, bei Gott, diesmal auf die Finger klopfen“, schwor der Kommissar und sprang vom Stuhle auf. „Aber leicht wird es nicht werden, ihn zu überführen, denn er ist ein alter Jahrmарtsdieb, höflich und manierlich und glatt wie ein Ual. Bekommt er auch nur im geringsten Wind davon, daß wir ihn verdächtigen, dann fliegt der Vogel aus dem Nest. Darum darf niemand seinen Namen auch nur im Schlafe nennen!“

Was weiter an diesem Nachmittag auf dem Kontor des Wirts überlegt und beschlossen wurde, ist nicht bekannt geworden, denn der Sohn des Hauses, der bis dahin zugehört hatte, wurde dann hinausgeschickt und mußte seine Schularbeiten machen.

Allein das Gerücht, das ausgesprengt wurde, lautete, daß Hacka-Greta wahrscheinlich von irgendwelchen Zigeunern aus dem nördlichen Halland ausgeplündert worden sei, und dann wurde es allmählich davon wieder still in der Umgegend. Gegen das Frühjahr zu, im März, gingen der Wirt und der Bezirks-

amtmann, wie sie das um diese Zeit stets zu tun pflegten, gemeinsam auf die Waldschneepfenjagd, und wie sich das so fügte, kamen sie dabei auch in die Nähe des Waldes um Hulebäckseryd, denn Anders Ekberg hatte das ganze Gebiet dort weit und breit in Pacht. Es traf sich weiter, daß sie sich trennten und der Wirt, müde und durstig, entdeckte, daß er sich in der Nähe des Hauses des Papier-Polle befand. Er ging hinein und bat um ein Glas Wasser. „Es ist schön, daß ich auch einmal Gelegenheit habe, den Herrn Wirt bei mir zu begrüßen“, antwortete Polle, denn er war gewandt und verbindlich und vergaß keineswegs, das Glas ordentlich zu reinigen, ehe er es ihm — mit der linken Hand — auf einem Servierbrett darbot. Anders Ekberg setzte sich auf einen Stuhl und stöhnte: „Man fängt an, alt zu werden. Früher machte es mir nichts aus, wenn ich den ganzen Tag in Feld und Wald herumstreifte. Aber heute bin ich zusammen mit Trädgord auf Schneepfenjagd gegangen, und wir sind beide so ausgepumpt und müde, daß wir nicht um alles in der Welt jetzt imstande wären, heim nach Margretetorp zu wandern.“ Der artige Polle erbot sich, anzuspannen und die beiden Jäger zurück nach dem Wirtshaus zu bringen. Er war nicht so dumm, etwa nicht zu begreifen, welche Auszeichnung es für ihn bedeutete, wenn er den Amtmann und den Wirt von Margretetorp heimbringen durfte — wer solche Gäste hat, braucht fürs erste nicht besorgt zu sein, daß man ihn mit irgendwelcher unsauberer Sache in Zusammenhang bringe.

Ein Schuß fiel draußen in der Abenddämmerung. Erädgord hatte eine letzte Schnepfe den zehn anderen, die er bereits in den Taschen hatte, hinzugefügt, und eine halbe Stunde später wurde in Polles Wagen die Heimfahrt angetreten. Das Rattern der Räder durchhallte laut die waldige Gegend, und als die Kutsche vor der Treppe des Gasthofes hielt, stand schon ein Knecht dort mit der Dienstmütze des Kommissars in der Hand. Polle wurde ein wenig bleich, als er dies sah, wobei eine rote Schramme auf seiner einen Backe zum Vorschein kam, aber er behielt seine gute Miene und gestikulirte und schwastete ebenso eifrig wie zuvor. Erädgord stieg ab, setzte seine Dienstmütze auf, legte die Hand auf Polles Schulter und sagte: „Du bist verhaftet, Polle.“ Und Anders Ekberg wandte sich an den Knecht: „Du weißt, daß du Polles Wagen nach Hulebäckeryd zurückzubringen hast!“ — „Jawohl, ich habe mich schon im Stall zurechtgemacht“, antwortete der Knecht mit breitem Grinsen. Da verstand Polle, daß er es diesmal nicht so leicht haben werde, aber er pfiß vor sich hin, als ihm die Handschellen angelegt wurden.

5.

Es wurde auch ein langer und spannender Zweikampf; Polle war frech und leugnete rundweg — auch als seine beiden Spießgesellen, der Revolvermann und

der Spiel-John, festgenommen waren und sich in ein Knäuel von Widersprüchen und Ausflüchten verstrickt hatten. Wie es eigentlich dann doch gelang, sie zu einem vollen Geständnis zu bringen, ist niemals ganz durchgesichert; einige behaupten, daß der Amtmann und Hacka-Greta besonders gute Quellen hatten, die allmählich so reich flossen, daß jeder Widerstand der Verbrecher zwecklos wurde. Andere meinen, daß der Revolvermann im Kreisgefängnis zu Angelholm aus dem Schlafe geplaudert und sich dabei ver-raten hätte, oder daß die Verhafteten ihre Gedanken auf Notwelsch, das nur sie selbst zu können glaubten, austauschten, ohne zu ahnen, daß auch der Gefangenen-auffeher die Diebs-sprache verstand und jedes Wort belauschte. Sicher ist jedenfalls, daß Polle schließlich vor die Schranken des Gerichts mußte. Als er an der Bank vorbeikam, auf der Hacka-Greta und Johannes ihre Plätze eingenommen hatten, blieb er stehen, beugte sich herab, rasselte mit den Handfesseln, so daß kein anderer seine Worte verstehen konnte, und zischte Greta ins Ohr: „Das erste, was ich tu', wenn ich wieder herauskomme, ist, daß ich dir in der Nacht auf dem Berge den Hals umdrehe!“ Aber wenn er geglaubt hatte, sie damit schrecken zu können, so irrte er sich, denn sie antwortete ihm mit lauter Stimme, breit und unbekümmert: „Du bist doch ein recht blöder Kerl, Polle. Du sollst nämlich wissen, daß ich aufhören werde, zu fahren, sobald du wieder herauskommst.“ Johannes sah freilich etwas weniger zu-

versichtlich dabei aus, und beide lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit, als das Urteil verlesen wurde, um zu wissen, eine wie lange Frist ihnen gegeben sei.

Polle bekam zehn Jahre. „Vieles kann sich ändern in zehn Jahren“, tröstete Greta ihren Johannes, als sie aus dem Saal gingen. „Wir sind alle in Gottes Hand.“

6.

Sacka-Greta fuhr weiter mit ihrem Johannes nach Hälångborg, über Gebirg und Ebene, durch Regen und Wind. Sie sah wie immer auf peinlichste Ordnung bei ihren Aufträgen und Paketen, und es fehlte ihr nie ein Pfennig in der Kasse. Kinder gab es keine auf dem Sackahof, die beiden Postillone gelangten schließlich zu einem ganz ansehnlichen Wohlstand, denn jede Reise nach der Stadt ließ auf dem Boden des Karrens und im Sparkassenbuch den einen oder anderen Zehnkronenschein zurück. Greta und Johannes hätten sich schon zur Ruhe setzen können, ohne bis zur Freilassung des Polle warten zu müssen. Aber wie hätte sich Greta dreinfinden können, ruhig an der Nordlehne des Berges zu sitzen, sie, die gewohnt war, mit der ganzen Umgegend in Verkehr zu stehen, die Sonne über dem Öresund untergehen und die weißen Segel an Kronborg vorbeiziehen zu sehen? Ihre berühmte Namensvetterin, Königin Margrete Walde-

marstochter, war doch auch nicht geneigt, vor der Zeit die Zügel aus der Hand zu geben. Aber sie fuhr nicht mehr über den Berggrücken, wenn einmal die Dunkelheit am Sonnabend hereingebrochen war. Da hielt sie vielmehr an der Schmiede kurz vor der Wegscheide bei Margretetorp an, draußen auf dem weiten Platz, wo man eine freie Aussicht nach allen Seiten hatte, und Johannes und sie fanden Unterkunft in der Stube, während der Schmied nach Polles Hufen sah und sie mit Eisnägeln gegen das Ausgleiten versah, denn das Tier war jetzt doch schon ein wenig alt und ein wenig lahm und steif, wenn auch ein wunderbar kluges Pferd, das immer noch auf weite Entfernung zwischen einem Brief und einem Butterbeutel unterscheiden konnte: wegen des Briefes verlangsamte es seinen Trott nicht, der konnte im Vorbeifahren genommen werden.

Des Wirtes ältester Junge, der nun die Mittelschule in Hällsingborg besuchte und nicht jeden Sonntag nach Hause kommen konnte, ging an den Freitagabenden stets hinunter zum Kaufmann in der Seckenstraße, und dort saß Hacka-Greta unfehlbar zwischen ihren Auerhähnen oder Aurrkeln je nach der Jahreszeit mit ihrem runden, gemüthlichen Gesicht, das Haar in der Mitte gescheitelt, und mit Wangen, rotbraun wie verrunzelte Äpfel. Im Winter hatte sie immer einen Korb Äpfel mit, aus dem Garten daheim, und im Februar kam sie mit den ersten Schneeglöckchen in Seidenpapier. Aus dem Mantel fischte sie für ihn eine Papiertüte, in die fünfundsiebzig Ore in Kupfer ge-

wickelt waren, was nach mehr ausfah als in Silbermünzen; es war Frau Ekberg selbst gewesen, die ihr das in einem unbeobachteten Augenblick zugesteckt hatte. Woher indessen die Karamellentüten und die anderen guten Sachen kamen, wurde nie festgestellt, aber sie fanden sich doch ein, für ihn wie für alle anderen Freunde und Kunden der Hacka-Greta; denn es ging ihr jetzt so gut, daß sie sich bei solchen Kleinigkeiten keinen Zwang anzutun brauchte. Johannes glänzte auf dem Boock mit einer Mütze, mit der er einem richtigen Rutscher glich, in einem grauen langen Mantel, und in der Hand hielt er eine Peitsche mit eingelegtem Holz.

Gab es ein Wölkchen an Gretas Himmel, so war es der Gedanke an Polle, der nach den zehn Jahren ausgedient haben würde. Aber bevor dieser Tag noch kam, hatte Greta aufgehört zu fahren, wie sie selbst geweissagt hatte. Eines Freitags blieb sie aus und Frau Ekberg erfuhr, daß sie an Lungenentzündung daniederläge. „So viele Meilen ist sie für uns alle gefahren, laßt mich nun die wenigen Meilen für sie fahren“, sagte die Wirtsfrau, und Anders Ekberg ließ seinen besten Wagen bespannen. Als Frau Ekberg auf dem Hackahof ankam, lag Hacka-Greta in den letzten Zügen. Als sie aber sah, wer der Besuch war, erhob sie sich in ihrem Bett und sagte mit klarer Stimme: „Ich danke Gott, daß ich jetzt sterben darf, denn wenn ich nicht mehr da bin, kann Polle nie auf den Gedanken kommen, meinem Johannes etwas zu

leide zu tun. Darum bitte ich Frau Elberg, allen Menschen zu sagen, daß ich es war, die den Wagen lenkte und nicht er, und daß auch ich es war, die den Papier-Polte erkannte."

"Sie sprach mit einer Kraft wie der Pfarrer in der Kirche", berichtete später die Wirtin. Es waren auch Gretas letzte Worte. Ein paar Stunden später schloß Frau Elberg ihr die Augen, während Johannes mit Schluchzen in der Stimme erklärte, er müsse hinausgehen und Polte Futter geben. Das war auch nötig, denn am darauffolgenden Sonntag stapfte Polte, vor Gretas Sarg gespannt, zur Kirche, und das war seine letzte Fahrt.

Der Zigeuner Tapfer

1.

Die Ebene von Ängelholm schimmerte weiß von Schnee und die Wacholderbüsche am Abhang des Bergrückens hatten spitze Hauben, während unter dem Gewölbe der Buchenwälder der Boden noch voller rostbrauner und roter Flecken war. Auf der Landstraße, die zwischen Förslöv und Margretetorp ein wenig ansteigt, wanderte in der Dezemberdämmerung ein junger Mann, der einen sauberen blauen Cheviotanzug trug. Er hatte blizende braune Augen, einen schwarzen Schnurrbart und Backen, die voll von Bartstoppeln waren. Die Sportmütze saß ihm schief auf dem Kopfe, so daß eine hübsche Locke frei wurde, die ihm über die Schläfe herabhing. Die Hände hatte er in den Hosentaschen, denn es war kalt, und ein kleines Paket in braunem Packpapier baumelte an einem Knopf seines Rockes. Ab und zu blieb er stehen und wandte sich um. Er sah hinaus auf die Stälderbucht, die schwarzblau und öde dalag und hinter der sich die schwarzblauen Schneewolken in mächtigen Wogen über den Himmel wälzten, während zwischen Wolken und Wasser sich das blendende Weiß des Kullaberges abhob und der Hofull wie ein richtiger Gletscher auffragte, der das ganze Licht der dunkel werdenden Landschaft an sich zog.

Es war der Zigeuner Tapper. Sein Vorname pflegte nur wenigen Leuten geläufig zu sein. Er war irgendwo in der Gegend von Skättilljunga zu Hause. Die letzten Wochen hatte er sich auf der südlich der Skälverbucht ins Meer hinausragenden Halbinsel Kullen aufgehalten, wo er den Bauern beim Dreschen geholfen und in aller Stille auch noch das eine oder andere geschafft hatte. Wenn er sich jetzt umwandte und über die Bucht hinüberspähte, so war es, als ob er dort mitten auf dem nördlichen Abhang einen kleinen, im Rund angelegten Hof suchte, gerade oberhalb von ein paar hohen Eschen am Strand, denn dort hatte er eine ganze Woche hindurch in der Scheune gut geschlafen. Er schien neugierig zu sein, ob dort nicht ein junges Mädchen am Küchenfenster stand und über das Meer nach dem Bjäredistrikt herübersah. Vielleicht würde dieses Mädchen Tappers Vornamen kennen. Sicher ist, daß er beschlossen hatte, sich vor ihr nicht wieder blicken zu lassen.

Ihm gefiel es in der Kullagegend nicht mehr. Er hatte sich zum Schluß dort geradezu eingesperrt gefühlt: auf diesem schmalen Streifen Erde mit Wasser zu beiden Seiten. Nur eine Stelle gab es, die wirklich offen war: Richtung Südost. Tapper hatte sich nach Freiheit und Abwechslung gesehnt, und vor allem hatte er den Wunsch gehabt, Weihnachten festlich in einer neuen Umgebung, wo ihn niemand kannte, zu begehen. Er hatte schon seine besonderen Gründe, warum er nicht wieder so bald in seine Heimat Skättilljunga

zurückkehren wollte. Seine Wahl war auf die Gegenden des halländischen Bergrückens gefallen. Dorthin hatte er noch niemals seinen Fuß gesetzt, vom Strande des Kullen aus hatte er nun den Bezirk betrachtet und einladend gefunden.

Es war am Abend vor Weihnachten. Höchste Zeit, sich um eine Einquartierung umzusehen, dachte Tapper. Es kann so und auch so werden. Alles kommt darauf an, wie ich es anstelle.

Es begann wieder zu schneien und die Dunkelheit fiel ein. Tapper beschloß, seinen Marsch nicht bis zum Dorf an der Straßenkreuzung fortzusetzen, sondern die Nacht in einer der naheliegenden kleinen Hütten zu verbringen — hier konnte er vielleicht einiges über die Verhältnisse auf den größeren Höfen erfahren. Er hatte vorsichtig verschiedene von den Häuschen in Toöarp umschlichen, ehe er sich für ein Anwesen entschied, das etwas abseits am Rande eines Eichenwäldchens lag. Aus dem Giebelfenster fiel Licht auf den Schnee, eine blühende Nelargonie stand auf dem Sims. Tapper liebte Blumen. Sie schienen ihm so traut. Kein Hund war zu hören. Tapper liebte Hunde nicht. Sie schienen ihm weniger traut.

An dem abgenutzten Fußeisen streifte er den Schnee von den Schuhen und klopfte an die Tür. Als er Schritte näherkommen hörte, strich er seine Locke unter den Schirm der Mütze.

In dem Häuschen wohnte Alfred Klang, früherer Husarenkorporal, mit seiner Tochter Albertina. Seine Frau war tot. Man behauptete, daß sie sich zu ihren Lebzeiten auf dem Vorplatz des Häuschens aufzustellen pflegte, in der Hand eine Bohnenstange, um mit ihrem Mann das Säbelfechten zu üben, wenn dessen Handgelenke von der Arbeit auf dem Kartoffelacker steif zu werden drohten. Aber derlei hat man schon von vielen Soldatenfrauen erzählt, und vielleicht war es gar nicht wahr. Klang war jedenfalls ein rauher und stattlicher Soldat, mager wie ein Ziegenbock, mit Spizbart und weißem Schnurrbart, und niemand konnte ihm nachsagen, daß er es an etwas fehlen ließe. Irgendwelche Not litt er nicht. Er trieb sein bißchen Landwirtschaft und war dazu ein geschickter Sattler, der manche Arbeiten für die besitzenden Leute dort in der Gegend ausführte. Seine Tochter Albertina, der gleichfalls nichts nachzusagen war, half ihm dabei mit Nähen.

Was sich auf der Treppe zum Eingang des Häuschens in der späten Abendstunde des Tages vor dem Weihnachtsabend des Jahres 1899 abgespielt hat, ist schwer zu sagen, denn weder Klang noch Albertina wollten in der Folge darüber richtig mit der Sprache herausrücken. Aber es begann damit, daß Tapfer um ein Lager für die Nacht bat, er wäre den ganzen Tag marschiert, sei müde und durchfroren. „Ich habe

nur die Scheune“, antwortete Klang, und damit erklärte sich Capfer vollkommen zufrieden. Natürlich wurde er eingeladen, hereinzukommen und sich zu wärmen — das vertweigert man ja kaum dem ärmsten Landstreicher, wenn das Fest vor der Türe steht. Er ließ sich am Eingang auf einen Stuhl nieder, so daß er die warme Wand des Ofens im Rücken hatte. „Was bist du von Beruf?“ fragte Klang. Er sei Seemann, hätte in Hälisingborg abgemustert, und dort hätte er auch seinen Koffer zurückgelassen. Nun wäre er auf dem Wege heim nach Halland, um zu sehen, ob die Eltern noch am Leben seien. „Bist du Seemann, so kennst du vielleicht William Ekberg, den Sohn unseres Gastwirts von Margretetorp“, meinte Klang. „Er ging vor fünf Jahren zur See und ist seither noch nicht wieder zu Hause gewesen.“ — „Ekberg, William Ekberg? Natürlich kenne ich ihn. Wir haben zusammen in derselben Bock auf der Fahrt von Bangkok nach Bordeaux geschlafen, dort trennten wir uns dann — er ließ sich auf einem Schoner anheuern, der nach Südamerika ging, während ich mich heimwärts wandte.“ — „Merkwürdig“, raunte Klang. „Seine Mutter hat mir gesagt, daß sie ihn in allernächster Zeit zurückerwarte, denn sein Vater, der Wirt, ist doch inzwischen gestorben und das Erbe soll angetreten werden. Warum begibt er sich dann so weit weg? Kannst du das erklären?“

„Nein, das versteh ich nicht, zu mir hat er darüber nichts gesagt“, kam die Antwort vom Stuhl an der

Tür. Der Fremde wand sich und nahm die Mütze in den Schoß. Dennoch konnte man sein Gesicht nicht richtig erkennen, es lag im Schatten der Küchentür, die halb aufgegangen war. Die große weiße Kaze kam still hereingeschlichen und schmiegte sich traulich an das Bein des Fremden. Nach der Kaze erschien Albertina mit einer Tasse Kaffee in der Hand, die zitterte, als Klang plötzlich brüllte: „Meiner Seel', ich glaube, du sitzt da und lügst!“ Es war die alte Korporalstimme, und mit seinem Blick spießte er den Fremden auf, als wäre dieser ein Rekrut. Der junge Mann mit der schwarzen Locke erschrak indes nicht, sondern lächelte nur, beugte sich herab, um die miauende Kaze zu streicheln, und sagte: „Ja, vielleicht tue ich das.“ — „Jawohl, denn du selbst bist William“, rief da Albertina. Sie setzte die Tasse nieder und schlug die Hände zusammen. „So bist du also die erste, die mich wiedererkennt“, antwortete der Fremde mit etwas belegter Stimme. „Was sagst du da, Mäd'el?“ fiel Klang ein. „Bist du deiner Sache sicher?“ — „So wahr ich Albertina Klang heiße“, beteuerte das Mädchen, und bei diesen Worten leuchtete ein breites Lächeln im Gesicht des Fremden auf, der sich erhob und in das Licht vortrat.

Gott sei Dank, dachte er, das war just das, was ich wissen wollte — den Rest schaffe ich jetzt schon.

Und der Zigeuner Tapper schaffte den Rest wirklich mit Glanz. Er wurde nicht in die Scheune verwiesen. Albertina machte ihm in der Stube ein Lager zurecht, mit dem weichsten Federbett, das Weihnachtsgericht kam auf den Tisch, seine nassen Schuhe wurden zum Trocknen aufgestellt, und am anderen Morgen war es Klang selbst, der sie bürstete — er war doch Sattler und verstand sich auf Leder, er hatte Kienruß in einer Schale angerührt, um damit den eisernen Ofen für Weihnachten sauber und fein zu machen, und so gab er Tappers Schuhen spiegelnden Glanz. „Hat jemals eines von den Wirtshausmädchen sie blanker gewischt?“ fragte der stolze Korporal und strich sich mit dem Handrücken über den Schnurrbart, denn die Finger waren schwarz. „Nein“, antwortete Tapper zögernd, „außer der alten Augusta, die wir hatten, als ich klein war und die mich immer mein Gesicht im Oberleder spiegeln ließ.“

Das Merkwürdige war, daß Tapper ausgezeichnet über alles im Gasthof Margretetorp und im Dorfe Hjärnarp Bescheid wußte, und Klang war sein ganzes weiteres Leben willig, einen Eid darauf zu schwören, daß der schlaue Betrüger das Terrain im voraus ausgekundschaftet haben mußte. Allein das war glatt unmöglich, er hatte nur ein so feines Gefühl in den Fingerspitzen. „Erinnerst du dich noch, William, als wir rutschten?“ fragte Albertina. Der Seemann, der

von den Palmenwäldern auf Malakka berichtet hatte, tat so, als ob er in seinen Kindheits Erinnerungen suchte — in Wirklichkeit war es so, daß er nicht wußte, daß die Jugend auf dem holländischen Bergrücken „rutschen“ sagte, wenn sie rodeln meinte. Aber nachdem Albertina seiner Erinnerung nachgeholfen hatte, indem sie von der alten Landstraße sprach mit dem steilen Abhang hinab zum Bach, da tauchte es wieder in ihm auf: „Ja, richtig, Albertina, du wolltest immer am liebsten mit mir fahren, und wie du schreien konntest in den Kurven! Erinnerst du dich, als wir einmal in den Schneehaufen flogen und uns überschlugen und du mich hernach heim zu Mutter begleitetest, die dich mit Kaffee tröstete, ehe du dich heimwagtest?“ Albertina erinnerte sich und errötete.

Als der Tag des Julabends anbrach, war nicht davon die Rede, daß Tapfer bleiben und zu Mittag essen wollte — er war schon begierig, den Gasthof wiederzusehen und seine Mutter umarmen zu können. Ob sie oder die anderen ihn wohl wiedererkennen würden? Vor fünf Jahren war er von zu Hause weggegangen, und da war er ein schwächlicher Junge ohne einen Flaum am Kinn, jetzt kam er zurück als vollbefahrener Matrose mit brauner und gegerbter Haut und breiten Schultern. Es würde spannend werden zu sehen, wie das ablaufen würde. Könnte nicht Korporal Klang mitkommen, aus alter Freundschaft, so daß sie zusammen den Weihnachtsschinken und -branntwein von Margretetorp kosteten?

Das ließ sich Klang nicht zweimal sagen. Er zog seinen Feiertagsrock an, und dann gingen der junge schwarze Seemann und der alte graue Soldat gemeinsam von Cockarp hinüber nach Margretetorp. Das Wetter hatte sich aufgehellt, die Spazierer trieben in den Strohbinden bei Solberg ihr Unwesen, der Müller stand in der Türe seiner Wassermühle, rauchte seine Pfeife und nickte Klang zu, während er den anderen Fußgänger offenbar nicht wiedererkannte. Als sie sich dem Gasthof näherten, sahen sie, daß der ganze Vorplatz voll von Fuhrwerken war, Wagen und Schlitten. Die Knechte hatten alle Hände voll zu tun, kleine Tönnchen und Fäßchen herauszuschleppen und in das Stroh der Fuhrwerke einzubetten, die Decken über die dampfenden Gänge zu breiten und die Pferde, welche einen langen Weg hinter sich hatten und die halbe Nacht durchgetrabt waren, hinein in den Stall zu den Krippen zu führen. Denn seit den Tagen des alten Wirts stand fest, daß der Branntwein von Margretetorp um ein paar Grade stärker war als anderswo, und von weit her aus dem Halländischen kamen die Bauern gefahren, um sich hier ihren Vorrat für Weihnachten zu holen — es gab Schlitten, die eine Last von vierhundert Litern befördern konnten. Das war der feierliche Auftakt zum Fest: die Schellen klingelten, die Peitschen knallten, die Wirtshausbediensteten liefen durcheinander, die Stube der Posthalterei war angefüllt von Rauch und Lärm, der Ladentisch glänzte feucht von Branntwein, und in den

Speisesaal konnte man kaum hinein, denn die Diele war beinahe verbarrikadiert mit den zottigen Pelzen und mächtigen Mänteln der wohlhabenden Bauern. Viele von ihnen hatten sich schon kurz nach Mitternacht auf den Bock gesetzt und brauchten ein ausgiebiges Mittagessen, ehe sie von neuem anspannen ließen.

In all dem Gewimmel war niemand, der Klang und dessen Begleiter beachtet hätte, als sie ungestört in die Wartestube der Posthalterei eintraten. Dort Platz zu nehmen, paßte wohl am besten für einen Seemann und einen Soldaten, und außerdem war dort am meisten Leben und Bewegung. Der Seemann sah sich mit großen Augen um, und Klang schien es, daß es ein wunderliches Gefühl sein müsse, als geringer und unbeachteter Fremder im eigenen Vaterhause zu sitzen. Als er für sie beide bestellte, veränderte das Mädchen keine Miene, aber darüber gab es nichts zu staunen, denn die war ja noch nicht lange auf ihrem Posten. Essen und Getränk kamen auf den Tisch, und sie ließen es sich wohl schmecken, aber als Klang ein wenig warm in den Wangen wurde, dachte er, daß der Spaß nun zu weit ginge. Hier liefen Mädchen herum, die aus dem Dorfe stammten, hier guckten Knechte zur Türe herein, deren ältester, der Altknecht, dabei gewesen war, als man die Hebamme zur Geburt des William geholt hatte — und niemand von diesen hatte Augen im Kopf, niemand hatte so viel Blick wie seine Albertina. Klang fand das himmelschreiend, und als er seine Augen über den Begleiter streifen ließ, schien

ihm, daß auch der mißgestimmt dreinzuschauen begann. Durch die offene Thür sah er den Schatten von Frau Ekberg selbst, die dort drinnen in ihrem Büro saß und den ganzen Betrieb überwachte, ohne einen Schritt zu tun, wie ein Feldherr, der eine Schlacht leitet, und obgleich ihr Blick öfter durch die Gästestube ebenso wie durch den Speisesaal flog, verweilte er niemals auf einem besonderen Punkt. Klang war nicht einmal sicher, daß die Frau ihn selbst bemerkt hatte. Wahrhaftig, es war kein Vergnügen, Wirtin von Margretetorp am Vormittag vor dem Julabend zu sein. Sie mußte den Kopf voll haben, und so meinte Klang, daß es seine Pflicht als Mensch und Christ sei, ihr einen kleinen Fingerzeig zu geben und die Dinge ins richtige Geleise zu bringen.

Deshalb machte er sich draußen auf dem Vorplatz zu schaffen und schlich sich von dort durch die Hintertür ins Büro zu Frau Ekberg. Er hatte sich ausgedacht, mit einem zarten Wink anzufangen, allein die Wirtin hatte so viel zu tun, daß man ihr anständigerweise mit Kleinigkeiten nicht kommen konnte. Darum verfiel er auf nichts Besseres, als mit der Neuigkeit herauszulassen: „Frau Ekberg, haben Sie schon gehört, daß William gekommen ist?“ — „Was sagen Sie, Klang? Was bilden Sie sich da ein?“ — „Einbildung? Haben Sie nicht den Seemann gesehen, mit dem ich draußen in der Wirtsstube sitze?“ — „Sind Sie verrückt geworden, Klang? Gewiß habe ich den Burschen dort draußen gesehen, und als er hereinkam, sagte ich auch

zum Schankmädchen, daß er etwas an sich habe, das an William erinnert — aber wie in aller Welt können Sie alter Mann und Soldat obendrein so kindisch sein und ihn nicht als das erkennen, was er ist? Daß er ein Zigeuner ist, habe ich sofort gemerkt, und daß er ein Betrüger ist, das ahne ich. Seien Sie vorsichtig mit der Briefftasche und geben Sie acht auf Albertina, mein lieber Klang! — Alma, sag dem Knecht, daß er für Nils Olsson von Skummeslöv anspannen soll. Karna, komm hierher, mit dem Hundertkronenschein, ich kann ihn dir wechseln!“

Damit war Klangs Audienz schmäählich beendet, und als er auf den Vorplatz hinauswankte, war ihm zumute, wie wenn er im Majorsverhör gewesen wäre. Aber noch schlimmer wurde es, als er wieder in die Wirtsstube zurückkam, denn der Zigeuner Tapfer war spurlos verschwunden. Um die Bezahlung hatte er sich nicht gekümmert, und Klang hörte, wie die Mädchen rund um ihn kicherten. Er wollte eben sagen, daß er nach Haus eilen und Geld holen müsse, und es zuckte ihm um den Schnurrbart. Aber da merkte er, daß Frau Ekberg aus dem Büro kam und an seinen Tisch herantrat. „Aber nein, Klang, das wird zuviel, zum Spott auch noch den Schaden. Diese kleine Bewirtung schreibe ich auf Williams Rechnung. Frohe Weihnachten!“

Das war ein freundlicher Wunsch, aber leider ging er nicht in Erfüllung. Es gab trübe Weihnachten in Sockarp. Klang war still und hart wie ein Feuerstein und Albertina saß in einer Ecke und weinte.

4.

Der Zigeuner Tapper aber setzte seinen Weg fort. Er hatte beschlossen, Weihnachten anderswo als im Gasthof Margretetorp zu verbringen. Am späteren Nachmittag tauchte er drüben in Tostarp beim Schneider Alkvißt auf. Wie das im Hause dort zuging, ist niemals herausgekommen, aber merkwürdige Dinge müssen sich zugetragen haben, denn Alkvißt, der ein armer Zunftgenosse vor dem Herrn war, kam zur Überzeugung, er habe den Sohn des Großhändlers Blasberg aus Kristianstad bei sich zu Gast, von dem er seit Jahren Stoffe bezog, oft auf langen Kredit. Aron Blasberg — wie sich der Schwindler hier nannte — gehörte wohl dem mosaischen Glaubensbekenntnis an, der Weihnachtsbaum machte aber einen mächtigen Eindruck auf ihn, und am Morgen des ersten Weihnachtsfeiertages, als er und Alkvißt zeitig aufstanden und einen starken, duftenden Julglühwein zurechtbrauten, erklärte Aron, daß er sich gerne taufen lassen und für den Anfang bereit sein wolle, die Weihnachtsmette in der Kirche von Tostarp zu besuchen. Alkvißt, der stets ein heimliches Interesse für die innere Mission gehabt hatte, nahm ihn auch mit, und während des ganzen Gottesdienstes liefen ihm die Tränen über die Wangen aus

Rührung darüber, daß er zum Werkzeug der Befehung Arons ausersehen war. Nach dem Gottesdienst meldete er die Sache dem Pfarrer und erklärte sich bereit, Pate zu stehen, aber der Pfarrer behandelte ihn kühl, denn Alkwoist stand etwas unsicher auf seinen Beinen. Während des Gespräches fand es Aron Blasberg ratsam, aus Tostarp zu verschwinden, ebenso plötzlich und ebenso spurlos wie der Seemann aus der Wirtsstube von Margretetorp.

Damit schien indessen der Zigeuner Tapfer seine Phantastie für diesmal erschöpft zu haben, denn jetzt ging es mit seinen Verwandlungskünsten zu Ende. Vom Weihnachtstage angefangen, zeigte er sich noch bald hier, bald dort auf dem Hallandsrücken, gegen Simontorp zu, in Hulrugered und Hulebäckseryd. Er ging hinein in die Hütten, die dort einsam im tiefen Wald oder auf den Heidegründen lagen und in denen alte, hilflose Menschen wohnten. Er durchsuchte dort deren Küche und Keller, aß den Leuten das Essen weg und leerte ihre Krüge; steif vor Schreck saßen die armen Opfer da und sahen zu, wie er aß, während das Schnappmesser mit der Spitze im Tische stat. Das Freundliche und Scherzhafte in Tapfers Gesicht war verschwunden, er glich einem hungrigen Wolf, und die blauschwarzen Locken hingen ihm tief in die Stirne. Der einzige menschliche Zug, der ihm auf seinen Abenteuerfahrten auf dem Hallandsrücken geblieben war, zeigte sich bei seinem Besuch im Häuschen der blinden Johanna. Gewiß erschreckte er sie zuerst bis zum

Wahnsinn und machte den Sontopf, in dem sie Kohl und Schweinefleisch verwahrte, leer. Als er sich aber darüber klar wurde, daß die Frau nichts sah, setzte er sich auf den Bettrand, zog seine Mundharmonika aus der Rocktasche und spielte ihr etwas vor. Das war der letzte Lichtblick. Viele Tage lang hatte der Bezirksamtmanu unter Aufgebot der Leute von vier Kirchspielen nach ihm gesucht. Zeitig am Neujahrsmorgen, in dunkler Nacht, wurde er endlich gestellt und übermannt, in einer Kate gegen Fogdarp zu, nicht weit von Klangs Haus in Lockarp, wo sein Heldenleben begonnen hatte. Handschellen wurden ihm angelegt, und er wurde nach dem Gefängnis in Ängelholm geschafft.

5.

Im Gasthof Margretetorp war das Leben seinen gewohnten Gang weitergegangen, und zwischen Weihnachten und Neujahr war der zweite Sohn des Hauses von Karlsborg nach Hause gekommen, wo er sich auf sein Unteroffiziersexamen vorbereitete. Sein Name war, wie nicht verschwiegen werden soll, Carl. Es ist der Name des heutigen Besitzers. Als dieser den Klang von seinem und Albertinas Mißverständnis erzählen hörte — das war am Altjahrsabend —, erklärte er, die beiden müßten ja den Kopf unterm Arm gehabt haben — wie in aller Welt hätten sie sonst einen

Zigeuner für William halten können! Klang sah finster und bitter aus. „Du kannst doch begreifen, daß William heute nicht mehr so aussieht wie damals, als der verstorbene Wirt den Sohn auf die Kutsche nahm, um ihn nach Hälisingborg zu fahren. Er muß sich verändert haben, das muß man in Rechnung ziehen.“ Aber Carl beteuerte, daß ihn trotzdem niemand hindern würde, seinen Bruder augenblicklich wiederzuerkennen. Verärgert ging Klang seines Weges — sein Leben war ihm zu einer einzigen Demütigung geworden. Er ahnte nicht, wie nahe seine Rechtfertigung bevorstand.

Der Neujahrsabend ging vorbei, die Tageskasse war abgerechnet — es waren ein paar tausend Kronen weniger darin als am Weihnachtsabend, wengleich die Summe immer noch stattlich genug war —, die Wirtsstube war bereits geschlossen und der Vorplatz leer. Das Personal hatte den Altjahrsabend auf alte Weise gefeiert, man hatte Grüße gegessen und Nüsse geknackt, während die Mädchen ihr geheimnisvolles Wesen beim Herd mit Licht und Bleigießen trieben. Frau Ekberg war müde und hatte sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen, während Carl aufgeblieben war und das neue Jahr erwartete — er hatte gehört, daß das zwanzigste Jahrhundert um Mitternacht vom Turm der Kirche zu Hjärnarp eingeläutet werden sollte. Draußen hatte es zu schneien begonnen, die Wege waren über und über mit Schneemassen bedeckt und kein Reisender war zu erwarten.

Da hörte Carl ein Pochen an der Thür; als er hinging und fragte, wer es wäre, antwortete eine Stimme: „Es ist William, mach auf!“ Allein er erkannte die tiefe Stimme nicht, und es stand ihm vielmehr klar vor Augen, daß sich hier einer von den Dorfburschen einen Neujahrsscherz erlaubte. „Wir erwarten niemand hier“, antwortete er daher, „und wenn William kommt, dann hat er soviel Anstand, sich einen Schlitten zu nehmen — pack dich da draußen!“ Und damit ging er zurück zu seinem Lehrbuch. Draußen sah er einen dunklen Schatten sich entfernen. Jetzt wird es wohl ruhig werden, dachte er.

Aber das wurde es nicht, denn der dunkle Schatten ging fort zum Stallgebäude und weckte die Knechte, und Carl hörte leise Schritte und wispernde Stimmen aus der Richtung der Wirtsstube. Nach einer Weile kam der Altknecht herein und sagte, draußen auf der Straße stünde ein Mann, der behauptete, William Elberg zu sein, er wäre von Hälisingborg nach Förslöv mit dem letzten Zuge gekommen, es hätte ihn aber dann niemand mehr durch das Schneetreiben hierher bringen wollen — der Fuhrmann hätte ihm statt dessen ein Nachtlager angeboten. Darauf hätte sich der Mann, der unbedingt noch zum Neujahrbeginn in Margretetorp sein wollte, zu Fuß auf den Weg gemacht, wäre in manchen verschneiten Gräben gefallen und wollte jetzt seine Mutter und seinen Bruder begrüßen. „Ob man ihm glauben darf?“ schloß der Knecht. „Ich bin nicht imstande, zu sagen, ob es

William ist oder nicht, er spricht so eigenartig und mit ausländischem Akzent. Lock auf! hat er geschrien, gerade so als ob er einer jungen Kuh zuredete. Soll ich ihn hereinlassen oder ihn in den Stall nehmen und ihm eine Pferdedecke geben? Ihn bei diesem Wetter abzuweisen, wäre ja rein unchristlich.“

„Laß ihn herein, ich will ihn mir anschauen“, antwortete Carl, und wenige Augenblicke später trat der wandernde Seemann durch die Thür. Die halbwachen Stalljungen hatte er zur Seite geschoben. Einen Augenblick schien es Carl, als ob es der Bruder wäre, obgleich der dann stark und vierschrötig, wetterhart und düsterblickend geworden war. Als der Ankömmling aber zu sprechen begann, war alle Ähnlichkeit von neuem verschwunden. Carl stand und überlegte: Sollte er seine alte Mutter wecken? Sollte er sich anführen lassen und zum Gespött werden?

„Hast du mich nicht lange genug angeschaut, Carl, ich friere, daß mir die Zähne klappern — einen so langen Weg wie von Förslöv nach Margretetorp habe ich auf keinem Ozean zurückgelegt.“ Das klang seltsam, dachte Carl, und als sich der Knecht wie ein großes Fragezeichen abwandte, antwortete er zögernd: „So wahr ich lebe, ich weiß nicht, was ich glauben soll. Nimm ihn zu dir in die Burschenkammer bis morgen früh.“

Im selben Augenblick ging die Thüre zum Schlafzimmer der Frau Elberg auf und sie stand auf der Schwelle, voll angekleidet, hoch und gerade, in der

Hand einen silbernen Leuchter mit fünf Kerzen. „Ich hörte eine Stimme — das war die Williams“, sagte sie. Ruhig und still trat sie vor, reichte Carl den Leuchter zum Halten und schloß den wandernden Seemann in ihre Arme. „So bist du also daheim, mein Junge, fünf Jahre, zwei Monate und elf Tage bist du nun fort gewesen.“

Während Carl den Leuchter in seiner Hand hielt, die zitterte, drang der Klang der Kirchenglocken von Hjärnarp, die das neue Jahrhundert einläuteten, herein in den Raum.

6.

Als der Neujahrsmorgen graute, hielt der Gefängnischlitten vor der Treppe und der Bezirksamtman kam herein und bestellte einen Becher warmen Bieres. Tapfer mußte draußen im Schlitten bleiben. Dort bat er den Rutscher, ihm die Mundharmonika aus der Tasche zu holen, mit der Hand zu wärmen und ihm zwischen die Lippen zu stecken. Der Rutscher willfahrte ihm, und so kam es, daß das neue Jahr auf Margretetorp mit fröhlicher Musik eingeleitet wurde.

„Ja so, du bist der Tapfer“, sagte Carl, der in voller Uniform auf die Straße kam. „Man kann nicht anders sagen, als daß du deinem Namen Ehre machst.“

Frau Elberg saß bereits drinnen im Büro und plauderte mit dem Amtmann, während William noch in des Vaters Bett lag und schlief. Die Musik weckte ihn und er sah neugierig zum Fenster hinaus. Er beeilte sich, sich anzukleiden.

Als der Amtmann wieder zum Schlitten zurückkehrte, begleitete ihn William und trug einen Zinnbecher warmen Bieres, den er dem Zigeuner reichte und an den Mund führte, denn die Handschellen hatte man ihm nicht abgenommen. „Meine Mutter läßt dich grüßen und dir ein glückliches Neujahr wünschen. Sie rät dir aber, in Zukunft die Alten und Kranken in Frieden zu lassen.“

Tapfer leerte den Becher in einem Zuge und schwieg darauf lange. „Gib mir die Mundharmonika wieder“, sagte er schließlich. Er erhielt sie, und während der Amtmann den Schlitten bestieg, begann er die alte Seemannsweise zu spielen:

Es liegt eine Schute weit draußen im Meer,
Albertina, so ist ihr Name, pumpt leer!
Albertina — so muß es sein,
Albertina — nur du allein,
Albertina, so ist ihr Name, pumpt leer!

In Williams Brust rührte sich etwas. Was sollte er nun eigentlich von Albertina Klang denken? War es nicht um feinetwillen, daß sie so zum Gelächter wurde? War es nicht schade um sie, sollte er nicht nach

Tockarp gehen und sie trösten? Das waren Fragen, die schwer zu lösen waren.

Aber Tappers braune Augen strahlten munter, er ließ die Harmonika fallen und winkte William heran. „Näher, näher“, rief er, bis William das Ohr ganz nahe an seinen Mund hielt. Tapper flüsterte etwas. Dann bat er, daß man ihm die Mundharmonika wieder reiche, die Pferde setzten sich mit einem Ruck in Bewegung, die Schellen klingelten und der Schlitten glitt dahin in der Richtung nach Angelholm unter den Klängen der Melodie: Es liegt eine Schute weit draußen im Meer.

7.

Was Tapper dem William zugeflüstert hatte, blieb lange ein tiefes Geheimnis, viele Worte konnten es nicht gewesen sein. Aber als William das nächste Mal der Albertina Klang begegnete, ging er über die Straße hinüber auf sie zu und wünschte ihr ein glückliches Neujahr von Olander. Sie wurde blutrot im Gesicht und würdigte in der Folge William keines Blickes mehr. Als dann Notizen in die Zeitungen kamen, die über den Prozeß gegen den Zigeuner Tapper berichteten, zeigte es sich, daß dieser mit seinem Vornamen Olander hieß, und es gab Leute, die behaupteten, daß er in der Zeit zwischen Weihnachten

und Neujahr mehr als einmal in der Nähe des Klängschen Häuschens gesehen worden war.

Vielleicht war es deshalb, daß er vom Hallandsbergrücken mit Musik abzog, wie ein von seinem Feldzug zurückkehrender Feldherr, ungebrochen und bereit, neuen Abenteuern zu begegnen. Lauter als klingende Schellen und klirrende Handfesseln tönt das sorglose Spiel der Mundharmonika.

Der Postkutschenbauer

1.

Vor langer Zeit einmal — es wird in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen sein — kam ein schottischer Reisender nach Margretetorp, auf dem Wege von Kopenhagen nach dem damaligen Kristiania, dem heutigen Oslo. Er war sehr neugierig, war aber auch im voraus voll von soliden Kenntnissen. Er hatte zum Beispiel sehr wohl herausgebracht, daß er sich in einem der ärmsten, unglücklichsten und barbarischsten Länder Europas befand, wo ungebildete Ubelige, kenntnislose und beschränkte Geistliche im Verein mit einer despotischen Königsgewalt daran waren, die armen Bauern zu unterdrücken, die in Leibeigenschaft und Sklaverei lebten, dem Aberglauben und der Trunksucht anheimgefallen. Er wußte, daß das zurückgebliebene und verödete Schweden den schlagendsten Gegensatz zu dem freiheitsliebenden Norwegen bildete, wo allgemeiner Wohlstand herrschte — die hungernden Landarbeiter wanderten auch in Massen über die norwegische Grenze; das hatte er aus besten Quellen erfahren.

Mr. Robert Anderson, von Pauls Work, Canon-gate, Edinburgh — so schrieb er seinen Namen in das Fremdenbuch —, hörte von dem Gedenkstein in Simon-torp, der errichtet war in Erinnerung an die geraubte

norwegische Post, und er hörte auch noch von Geschichten über andere Raubtaten droben auf dem Hallandsberggrücken. Er zeigte sich nicht im mindesten überrascht darüber, sondern nickte nur bestätigend. Das war es ja, was er erwartet hatte. Denn kaum eine Nation in der Welt, erklärte er, gestützt auf ausgezeichnete Autoritäten und verlässliche Statistiken, hätte eine so furchtbar hohe Verbrecherziffer wie Schweden; im Jahre 1836, um nur ein Beispiel zu nennen, hatte die ländliche Bevölkerung dieses unglückseligen Landes nicht weniger als achtundzwanzig gewöhnliche Morde und dazu noch zehn Kindermorde sowie vier Giftmorde, zusammen zweiundvierzig, begangen. Die Ziffer war imponierend. Jede einhundertundvierzigste Person in dem servilen, aristokratischen Schweden war in dem genannten Jahr wegen Gesetzesübertretung krimineller Art bestraft worden, während in dem tugendhaften, demokratischen Norwegen auf eintausendvierhundertundzwei Menschen nur eine Person kam, die den Arm des Gesetzes herausforderte. Hier wäre es um ein Vielfaches schlimmer, beteuerte Mr. Anderson, als in dem papistischen Irland.

Diese Mitteilungen des Mr. Anderson machten einen niederschmetternden Eindruck auf den jungen Wirt, der erst vor kurzem den Gasthof übernommen hatte, und er schrieb sie sich der Sicherheit halber in seinem Tagebuch auf, in der Hoffnung, sie einmal widerlegt zu erhalten. Aber nicht genug damit.

Mr. Anderson wußte auch Bescheid über die Ursachen dieses Verbrechertums und Elends. Die lagen an der schlechten Gesetzgebung und der schlimmen Verwaltung, den feudalen Einrichtungen und der aristokratischen Korruption — war nicht vor einer Reihe von Jahren ein edler Freund der Freiheit mit Namen Crusenstolpe ins Gefängnis gesperrt worden? Armut und Trunksucht hatten gleichfalls ihren Anteil an dem jammervollen Zustand und dazu kam der fürchterliche Krebschaden am ganzen schwedischen Gemeinwesen, das Postkutschenwesen. Mr. Anderson hatte Schilderungen davon gehört. Die Bauern waren unfrei. Sie waren verpflichtet, sich mit Pferden und Wagen beim Gasthaus einzufinden und konnten dann zu den demütigendsten Verrichtungen kommandiert werden. Das Gesetz gab auf solche Weise ihre Person und ihr Eigentum preis und sie selbst wurden dadurch systematisch dem Leichtsinne, dem Suff und aller Art anderen Lastern in die Arme getrieben. Nicht einmal Kinder und Frauen waren von diesen Erniedrigungen ausgenommen. Dies war der Weg, versicherte Mr. Anderson, auf dem sich die moralische Auflösung unter den schwedischen Bauern breitmachte.

Mr. Anderson war sehr darauf bedacht, sich mit eigenen Augen von diesen gräßlichen Zuständen zu überzeugen, und da Margretetorp der erste Gasthof auf dem Lande war, wo er haltmachte — er war am selben Tage von Helsingör mit der Postfähre herübergekommen —, ging er umher und besah sich neu-

gierig jeden Winkel. Er war draußen in der Wartestube der Posthalterei und musterte die schwarze Tafel, wo der alte Posthaltereischafter mit Kreide alle bestellten Kutschen in der Reihe aufgeschrieben hatte, in der sie hinausgehen sollten. Er fand, daß das unheimlich aussah, etwa wie eine Gefangenenliste. Während er dort stand, sprengte ein Meldereiter herein in den Hof auf schaumbedecktem Pferd. Der übergab dem Schaffer eine versiegelte Meldung, und zu seiner Verwunderung stellte der Schotte fest, daß auf allen fünf roten Siegeln weiße Hühnerfedern saßen. Was in aller Welt konnte das bedeuten? Der Wirt erklärte es ihm selbst: das war eine Eilbotschaft; irgendein höherer Herr, ein staatlicher Beamter, befand sich auf der Reise und die Federn bedeuteten auf eine leichtfaßliche, auch dem Schreibunkundigen begreifliche Weise, daß höchste Eile geboten war. Der Schotte nickte wieder. Das war jaust, was er erwartet hatte: Reste mittelalterlicher Unterdrückung. So als ob ein hervorragender Kaufmann, zum Beispiel ein für die Gemeinschaft nützlicher Vertreter der Buchdruckereibranche und des Papierhandels wie er selbst, nicht ebensolchen Anspruch auf rasche Behandlung hätte wie irgendein uniformierter Ausfaußer! Er beobachtete, wie man die Siegel aufbrach. Es war der Regierungspräsident aus Halmstad, der auf dem Wege nach Hälssingborg war und vier Pferde nach Fleninge bestellte. Der Schaffer dachte einen Augenblick an Ulriksfält, allein er wußte, daß man dort

gerade bei der Roggenausfaat war, deshalb machte er sich statt dessen auf zu Jöffe in Bonarp, gegen Tostarp zu — Jöffe hatte vier bunte Schecken und war immer erfreut, wenn er fahren konnte. Mr. Anderson sah den Schaffer aufsitzen, mit seinen großen holzbesohlenen Stiefeln, die in den Steigbügeln nicht Platz hatten, sah, wie er diese daher über den Sattelknauf warf und dann im Galopp davonsprengte. Das war ein deutliches Zeichen der Servilität der schwedischen Bauernklasse, worüber Mr. Anderson in seinen Quellen gelesen hatte.

Er ging hinunter und besah sich die Stallungen der Posthalterei, wo die Stände so eingerichtet waren, daß sie bis zu vierundzwanzig Pferde aufnehmen konnten. Er inspizierte auch des Wirtes eigene Bespannung und gab zu, daß es fünf schöne Tiere waren, ohne sichtbare Spuren von Mißhandlung und Verwahrlosung, wie man hätte befürchten können. Er ließ sich dann in der Wartestube nieder, um Zeuge der Orgien zu werden, allein er konnte nichts Schlimmeres wahrnehmen als Bauern und Kutscher, die Bier, Branntwein oder Kaffeegrogg tranken; es schien ihm, als ob er ähnliches schon in den Kneipen von Edinburgh gesehen hätte. Er fragte, wo die Spieler sich niedergelassen hätten, denn er wußte, daß die Wirtschaftshäuser die Spielhöllen der Bauern waren. Aber der Wirt erklärte, daß es in seinem Haus verboten wäre, Karten zu spielen. Es sei den Reisenden nur gestattet, auf ihren eigenen Zimmern zu spielen, und

dorthin hätte kein Außenstehender Zutritt. Mr. Anderson sah das als Ausflucht an. Um so neugieriger war er, Jöffe von Bonarp zu sehen, der einer der angesehensten Rutschenbauern war. Er hoffte, in diesem ein Exemplar kennenzulernen, einen verhoffenen, von Lastern und Ausschweifungen gezeichneten Burschen.

Der Schaffer kam zurück und bald darauf kam Jöffe, reitend auf einem von den scheckigen Pferden, während er die drei anderen zusammengekoppelt leitete. Er offenbarte sich als ein hochgewachsener, hellblonder schonensischer Bauer im grauen Lodenanzug mit rosigem Wangen und glatt rasiert. Das, was dem schottischen Fremden am meisten auffiel, waren die großen offenen Flächen in seinem Gesicht, die lange Nase und das rundgeschnittene Haar, sowie die bezeichnende stille Würde und Freundlichkeit, während er vom Pferde herabstieg und in der Wartestube Platz nahm, um einen Kaffeegrog zu trinken. Er bekam eine von den Meerschampfeifen des Wirts geliebert, und als er sich zurechtgesetzt hatte, sah er aus, wie wenn er Sonntag hielte. Der Regierungspräsident konnte sich ja auch ein paar Stunden verspäten und Jöffe war bereit. Unser Herrgott schuf keine Eile.

Mr. Robert Anderson betrachtete eine Weile den Rutschenbauer und stellte fest, daß dieser in keiner Weise dem Typ entsprach, den er von verlässlichen Gewährsmännern geschildert bekommen hatte. Er be-

stieg am Schluß verärgert seinen Wagen und setzte die Reise in Richtung Laholm fort, sich damit tröstend, daß er schon noch einen typischeren Repräsentanten der Art, die er suchte, finden würde. Es kann wohl auch sein, daß ihm das glückte.

2.

Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß Mr. Robert Anderson etwas übertriebene Vorstellungen von Schwedens Zurückgebliebenheit und Verbrechertum im allgemeinen und vom zerstörenden Einfluß des Postkutschengewesens auf die Bevölkerung im besonderen hatte. Er war offenbar ein überzeugter Liberaler schärfster schottischer Prägung und betrachtete die Welt durch „Edinburgh Review's“ sinnreich geschliffene und gefärbte Brille — es war diese vornehme Zeitschrift, aus der er sich seine Weisheit geholt hatte. Vielleicht ist es überhaupt das beste, sich vor aller chauvinistischen Überheblichkeit in acht zu nehmen. Manches freilich, was der offenherzige und kritische Schotte anführte, entbehrte nicht seiner Richtigkeit. Unter anderem war es ganz und gar richtig, daß die schwedische Postkutschengesetzgebung ihre Schattenseiten hatte, daß das Leben auf den Landstraßen und in den Wartestuben einen bedauernswerten Einfluß auf viele dieser Kutschenbauern ausübte. Der schottische Tadler hatte leider nur kein Glück, als er auf den

prächtigen Böffe aus Bonary stieß. Aber wäre er nur ein paar Jahrzehnte später in die Gegend gekommen und hätte Böffes Sohn, August Böffason, kennengelernt, dann hätte er Wasser auf seine Mühle bekommen.

Böffe war glücklich mit seinen Pferden und er fand ein solches Vergnügen daran, auf den Landstraßen herumzuliegen, Leute aller Art zu treffen und sich mit ihnen zu unterhalten, daß er lieber immer selbst kutschierte als seinen Knecht schickte. Allein das hinderte ihn gleichwohl nicht, sein großes Haus tüchtig in Ordnung zu halten. Anders war es mit August. Der begann schon in frühester Jugend mit dem Kutschieren und fand solchen Geschmack an dem herumschweifenden Leben, daß er die Hauswirtschaft darüber vollkommen vernachlässigte. Er pflügte und säte, wann es sich gerade fügte, und während der Erntezeit, in der seine Nachbarn nur widerwillig dem Rufe nach dem Posthaltetasthof Folge leisteten, war August stets gerne bereit, einzuspringen. Und wenn man ihn auf einen Schnaps einlud, dann kutschierte er gerne die doppelte Wegstrecke und kam erst spät in der Nacht mit schweißtriefenden Gäulen nach Hause. Wie kein anderer verstand er sie anzutreiben, und er hatte schöne Tiere. Traf er einen Pferdehändler, der ein stattliches Jungpferd feilhielt, eines, das ein richtiger Renner zu werden versprach, dann kaufte er es, ob er es nun brauchte oder nicht, und zum Schluß kam es so weit, daß er auf den vernachlässigten Äckern doppelt so viel

Pferde durchhalten mußte als der Vater und nur halb so viel Rühre. Die Folge davon war, daß er eines Tages von Haus und Hof weichen mußte. Er, der durch Geburt dem geschlossenen Kreis der vermögenden und selbstbewußten Kostarpbauern angehörte — von ihnen sagte man, daß sie so stolz seien, daß sie einen hjärnarpischen Bauer kaum grüßten und nur unter sich heirateten —, mußte sich mit der Übersiedlung nach einem kleinen Waldhof nördlich von Margretetorp abfinden, wo die mageren Safergründe im Schatten der Wälder darboten. Aber diese Demütigung hatte August Jöfason nichts an. Er war im Gegenteil zufrieden, denn dadurch kam er den großen Verkehrswegen zwischen Hälisingborg und Halmstad näher, die voll von Leben und Bewegung waren; seine Wohnstelle hatte er knapp oberhalb vom Gasthof Margretetorp, wo er jetzt doppelt so viel zu tun bekam als früher. Zu jeder Tageszeit war er in der Wartestube anzutreffen. Er hatte noch zwei seiner stattlichen Schecken übrig, die durch die elegante Bewegung ihrer Sprunggelenke berühmt waren, die aber ähnlich wie ihr Eigentümer mißgelaunt wurden, wenn sie einem Pflug oder einer Egge zu nahe kamen.

Es kam eine Zeit, am Schluß der siebziger Jahre, da das uralte Rutschenwesen abgeschafft wurde und die Bauern nicht mehr gezwungen waren, sich bei der Station in Reih' und Ordnung einzufinden. Aber das bewirkte keine sonderliche Veränderung im glücklichen und sorgenlosen Dasein des August Jöfason.

Er wurde beileibe nicht zum Sklaven der Scholle, den Blick ständig auf die Furche seines Pfluges gerichtet. Im Gegenteil, jetzt eröffneten sich ihm neue ungeahnte Möglichkeiten. Denn der Gastwirt, der nun das Rutschenwesen in eigener Regie betrieb und dazu einen Staatszuschuß von 1200 Kronen erhielt, konnte, wenn der Reisendenstrom ernstlich einsetzte, allein nicht zu Rande kommen, und da zählte zu seinen besten und willigsten Stützen weiterhin August Jöfason. Der zögerte nie, auszufahren, und die Reisenden, die es besonders eilig hatten, wollten ihn gern zum Rutscher haben, zahlten ihm mit Wonne ein paar Extraschnäpfe und priesen in hohen Tönen seine raschen Pferde, seinen starken Wagen und seine lange Peitsche, die einen feierlicheren Knall gab als alle anderen — der einzige Fehler, den er hatte, war, daß er niemals zur berechneten Zeit wieder in Margretetorp zurück war, sondern auf langen Irrfahrten zwischen den Posthaltereien herumgondelte, mit Rostäuschern und Zigeunern um die Wette fuhr und schließlich in beklagenswertem Zustand heimkehrte. Seine arme Frau, die zu Hause saß und die hungrigen Kühe im Stalle brüllen hörte, mußte sich mit dem Backen von Verkaufsbrot helfen, und August Jöfason geruhte manchmal, seine Pferde vor den Brotwagen zu spannen und sich auf Geschäftsfahrt zu machen. Kam er dann hinab zur Küste mit seinem Roggen- und Weizenbrot, konnte es sein, daß er dafür eine Fuhrre Seringe einhandelte, damit herumfuhr und sie ver-

kaufte. Als hernach abgerechnet wurde, war die Ausbeute gering: für das Brot hatte er den Fisch gekauft, für den Fisch Branntwein und den Rest hatte er im Kartenspiel mit Zigeunern verloren. Freilich hatte er eine unerhört schöne Peitsche dafür gewonnen, als er mit ihnen bei Nöttebackar um die Wette fuhr, und das war doch schön, schöner als eine solche Alte mit verweinten Augen zu begreifen vermochte. Wenn einer der Gäule vorübergehend lahnte, lag er untätig zu Hause auf der Ofenbank, denn es lohnte sich wohl nicht, mit einem Pferd zu pflügen. Der Humor war freilich immer gleich gut, solange es nur in der Flasche glückte. „Hör du Tölpel“, sagte er zu seinem Sohn, der ein netter und gutmütiger Junge war und seiner Mutter beim Backen half, „willst du oder soll ich in den Stall hinuntergehen und die Pferde füttern? Oder sollen wir unsere Alte schicken? Ich glaube, wir lassen die Alte gehen.“ Aber der Tölpel, der eigentlich Jöffe nach dem Großvater getauft war, eilte bereitwillig in den Stall. Er war nicht faul, aber er war niemals ganz gesund und wurde auch nicht alt.

Es war ein Elend. August Jöffasons roter, buschiger Rutscherbart begann grau zu werden, während seine lange Nase allmählich eine immer röttere Farbe bekam, der Rücken wurde krumm und gebeugt, denn es fror ihn und er hatte es nicht mehr gut auf den Landstraßen. Aber hatte er sich nur einmal auf seinen Bock hinaufgekrabbelt und ein paar

Schnäpfe und einen Kaffeegrog hinter die Binde gegossen, dann war er gleichwohl wieder für den Tag der alte, der Rutschenbauer, der seine Gäule laufen ließ. Ein neues Zeitalter war hereingebrochen, die Eisenbahnen hatten die Langstreckenreisenden verschlungen, allein für August gab es immer noch genug zu tun.

Eines Morgens früh, es war nicht mehr als sechs Uhr, konnte ihn der junge Wirt, der nach seinem Vater den Wirtshof übernommen hatte, wecken. Ein Handlungsreisender war nach Margretetorp gekommen, der für den ganzen Tag eine Kutsche brauchte. Es sollte auf Rundfahrt gehen über Bostad, Sov, West-Karup, Förslöv, Barkotra und Ängelholm, ja bis hinüber nach Munka Ljungby. Das war etwas für August! Den hinteren Teil des Wagens voll von Koffern und Warenproben, einen freigebigen Gast neben sich auf dem Sitz, viele Haltestellen und dauernder Wirtshausbesuch, frohe Gesichter, gute Geschäfte und reichlich Trinkgelder, wenn der Handel gut ging! August warf das Rissen von sich und humpelte hinunter in den Stall, um anzuschirren, während er sich das Kreuz rieb. Der junge Wirt, der seine Pappenheimer kannte, ermahnte August, ordentlich aufzupassen, wie viele Meilen er fuhr. Soweit man im voraus berechnen konnte, würde die Rutschenmiete auf siebzehn Kronen kommen. „Stell nun deinen Mann, August, und nimm nicht weniger, der reisende Herr kann es bezahlen.“

„Keine Sorge, keine Sorge“, brummte August, „wenn ich nur zuvor etwas Warmes in meinen Leib bekäme, ich kann ja kaum den Rücken bewegen.“

„Keine Rede davon!“ antwortete der Wirt. „Aber du sollst einen großen Schnaps bekommen, wenn du heute abend nüchtern nach Hause kommst und mindestens siebzehn Kronen Kutschenmiete genommen hast.“

August machte sich glücklich auf den Weg mit einem großen und rotbackigen, zigarrenrauchenden Herrn neben sich auf dem Rutschbock. Es währte bis halb zehn Uhr des dunklen Herbstabends, als er aus der Gegend von Munka Ljungby nach Hause zurückkam — weit von Hjärnarps Armenhaus herab hatte man ihn auf der Straße hören können. Der Wirt ging von bösen Ahnungen getrieben, hinaus, um ihn zu treffen. August war sternhagel betrunken, aber lustig und friedlichen Gemüts und ungewöhnlich weich in seinen Bewegungen. In diesem Zustand hatte er — es ist wunderbar genug, das zu sagen — etwas von dem hellen und freundlichen Wesen, das seinem Vater Jöffe eigen gewesen war.

„Du hast doch mindestens siebzehn Kronen Kutschenmiete genommen?“

„Verdammt noch einmal: soll ich siebzehn Kronen von einem so feinen und netten Herrn nehmen, der nicht die Spur hochmütig war? Wir waren noch nicht nach Benmölla gekommen, da hatte er schon die Literflasche aus der Manteltasche herausgezogen und wir tranken beide abwechselnd daraus. Er war nicht

die Spur hochmütig. Das war ein Herr! Und von so jemandem soll ich siebzehn Kronen nehmen? Nein, ich habe eine Krone und fünfzig genommen und das ist meiner Seel' sündteuer, denn ich habe für viel mehr Vergnügen gehabt."

"Ich glaube, du bist wahnsinnig geworden. Eine Krone fünfzig! Aber du bekamst doch wenigstens Trinkgeld?"

"Trinkgeld von so einem netten und feinen Herrn! Zum Teufel! Nein. Aber bei Kävatofsta haben wir, ehe wir voneinander schieden, Bruderschaft getrunken. Wie ist es mit meinem versprochenen Schnaps?"

"Nein, jetzt gibts keinen Schnaps mehr. Du fährst jetzt nach Hause und schläfst deinen Rausch aus."

"Oh ja, meine Gäule halten schon das letzte Stück auch noch aus", meinte August und verschwand zufrieden in der Dunkelheit hinauf gegen die Brücke zu. Nichts konnte seinen Seelenfrieden nach einem solchen wohlverbrachten Tag stören.

In dem Maße wie die Fuhren seltener und die Pferde Augusts in ihrem Trott ein wenig müder wurden, bekam er andere Arbeiten rings herum in der Gegend, denn er liebte alle Art Geselligkeit und niemand konnte gemütlicher als er in der Wartestube oder einer Seitenkammer sitzen. Bei den meisten Unterhaltungen war er anwesend und, wenn seine Frau bei seinem Nachhausekommen schalt und jammerte, antwortete er mild und versöhnlich: „Du sollst nichts

sagen, Karna, ich war der letzte, der unter den Tisch hinabsank.“ Niemals versäumte er eine Holzauktion, denn diese Form festlichen Beisammenseins, eingeleitet durch warme Kaffeegrogs gegen die Kälte und fortgesetzt durch wechselnde Waldwanderungen im Schnee unter lebhaften Gesprächen und handfesten Scherzen, hatte etwas, das an den innersten Saiten seines Wesens rührte. Gewiß kaufte er weder Bäume auf Wurzeln noch Rundbünde von silbergrauen, abgestüpten Buchenstämmen, höchstens den einen oder anderen armseligen Reifighaufen für den Backofen seiner Frau, aber seine Sachkenntnis und sein lebenswürdiges Wesen waren von allen geschätzt. Wenn die Zeit der Holzauktionen sich zu nähern begann, wanderte August zwischen den großen Bauernhöfen herum. Im Gasthof Margretetorp versprach er zum Beispiel, daß er, wenn er gegen sein Rheuma einen Grog bekäme, das Datum der Holzauktion auf Solberg herausbekommen wolle. Auf diese Weise könnte der Wirt seine eigene Auktion einen Tag früher ansetzen, und das war immer ein Vorteil, denn die Preise pflegten bei den ersten Auktionen immer am besten zu sein. August bekam seinen Grog und begab sich hierauf hinüber nach Solberg, wo er vorschlug, man möge ihm einen Schnaps verabreichen — als Entgelt wolle er herausbekommen, wann der Gastwirt drüben seine Holzauktion stattfinden lassen werde, es wäre immer besser, früher als der andere daran zu sein. So gab es viele Höfe und viele Zeitpunkte, die er da festzu-

stellen hatte, und August hatte mehrere Wochen als Rundschafter angestrengt zu arbeiten, ehe alles zu seiner Zufriedenheit geregelt war.

Er konnte auch in Margretetorp oder auf anderen Höfen, wo es Büchsen und Hunde gab, sich etwas zu tun machen, denn auf seinen Streifzügen durch die Wälder und über den Landrücken merkte er dies und jenes, was zu wissen für einen Jäger wichtig sein konnte. Sein besonderes Augenmerk hatte er auf die Dachse gerichtet. Wenn er hinab nach Margretetorp kam und eine Flasche Bier bestellt hatte, begann er vor Gemütlichkeit zu strahlen und meldete dann:

„Ich habe einen Dachsbau oben auf dem Berg-
rücken ausfindig gemacht.“

„Jaso. Na, Mangel an Dachsen haben wir ja nicht.“

„Aber das ist ein ganz ungewöhnlicher Dachs, ein so lieber und feiner Dachs, daß ich etwas Ähnliches nie gesehen habe. Der ist so fett, daß er den Bauch auf dem Erdboden nachschleppt, und er kommt zum Bau, wenn der Tag graut, mit drei erwachsenen Jungen, die noch fetter sind.“

„Wirklich? Wo ist denn der Bau?“

„Spendier mir einen Grog, dann will ich es dir sagen.“

August bekam seinen Grog und beschrieb den Bau äußerst naturgetreu, nahe beim Krämarebygg. Die Gemütlichkeit und Zufriedenheit dauerte eine Weile, und dann begann August von neuem:

„Ich weiß noch einen Dachsbau. Dort gibt es fünf Tiere und die sind doppelt so groß.“

„So. Wo liegt denn der?“

„Spendier mir einen Grog und ich will damit herausrücken. Der Heger von Skottorp ist jeden Tag draußen und sucht danach, denn die Dachse kommen hinunter bis nach Örnestorp und fressen dort die Hühner, aber er hat noch nichts gefunden.“

Der Grog marschierte auf und August verriet, daß dieser Dachsbau sich in einem Steinhaufen zwischen Högalteknall und Baramossa befand. So ging es weiter den ganzen Abend, bis am Ende der ganze halländische Landrücken so voll von Dachsbauen war, daß man sich kaum mehr auskannte.

3.

Die Zeit ging hin und August Jöfason hatte zu fahren aufhören müssen. Man brauchte keine Rutschenbauern mehr. Kam ein Reisender nach Margretetorp, so bestellte er ein Auto, sofern es eine längere Reise galt, und wollte jemand zufällig die schmalen und holprigen Waldwege hinauffahren, dann war es meist so, daß der Wirt mit seinen eigenen Gespannen es schaffen konnte.

Mit Augusts Landwirtschaft war es auch bergab gegangen, und Gott weiß, wo der Alte nach dem Verlust seiner Frau geendet hätte, wenn er nicht einen

Schwiegersohn gehabt hätte, der den Hof übernommen und dem Betrieb eine andere Richtung gegeben hatte. Der war ein Smoländer, das heißt ein Mann aus der Landschaft Smoland, und der Rutschenbauer hatte ihn jahrelang tief verachtet, weil der Junge nicht einmal ein Pferd zur Zufriedenheit des Schwiegervaters lenken konnte.

„Ist das ein Mann für meine Tochter?“ klagte August. „Die Smoländer sind ein Pack. Die zerrren und reißen, sind engherzig und ängstlich, so daß das Pferd niemals richtig ausholen kann. Nein, die Peitsche in den Rücken und laufen lassen, das ist meine Weise! So kann man vorwärtskommen in der Welt!“

Der Smoländer war vielleicht ein schlechter Rutscher, aber sonst fand er sich in der Welt bei weitem besser zurecht als der alte, verstoffene Rutschenbauer. Zuerst übersiedelte er mit der Tochter in die Gegend von Rnäred, und wie sehr er auch an den Zügeln riß und zerrte, so brachte er es doch so weit, daß er in letzter Minute den kleinen Hof bei Margretetorp seinem Schwiegervater abkaufen konnte — hätte er das nicht getan, dann wäre August Jöfason bestimmt im Armenhaus gelandet. Statt dessen ging August jetzt in das Ausgedinge und konnte von nun ab mit Ruhe und Gelassenheit an den großen Landstraßen sich herumtreiben, wo der ganze Verkehr vorbeiging und er jeden Tag neue Gesichter sah. Das gefiel ihm. Er tat das unter ganz günstigen Bedingungen. Das

letzte Pferd hatte er sich erhalten, einen schwarzen, wohlgenährten Nordländerhengst, der Jeppe hieß, und den ihm der Schwiegersohn bis an sein Lebensende zugestanden hatte. „Etwas Feines und Stattliches muß man doch haben, worauf der Blick ruhen kann“, meinte August. Weiter war es im Vertrag ausgemacht worden, daß der Schwiegervater täglich zwei Schnäpse zu beanspruchen hatte, wie immer das Wetter wäre. — Der Schwiegersohn machte hierbei am längsten Schwierigkeiten, er wollte den Branntwein gegen das Rheuma nur an regnerischen und kalten Tagen hergeben, aber August wehrte sich verzweifelt: „Oh nein, mein schlauer Smoländer, wenn das so wäre, dann brächtest du es fertig, aus lauter Bosheit die Sonne jeden Tag scheinen zu lassen.“ Er bekam seinen Wunsch erfüllt, denn er drohte, sonst freiwillig ins Armenhaus zu gehen.

Der Smoländer hielt auch sein Wort, das muß zu seiner Ehre gesagt werden. Aber einmal, als der Wirt hinaufkam, um den Rutschenbauer zu besuchen, wollte der Alte seinem Gast mit einem Schnaps aufwarten. Die Gläser marschierten auf und wurden gefüllt. Der Wirt sah ein wenig verschmizt drein und, zum Schwiegersohn gewendet, klagte er:

„Das sind aber verdammt kleine Gläser, die du da hast, mein guter Freund, man kriegt ja Tränen in die Augen, wenn man die sieht.“

Der ordentliche und ernste Smoländer, der viele Tagewerke daran gesetzt hatte, die Spuren der Wirt-

schaft seines Schwiegervaters zu tilgen, wurde gereizt und antwortete trocken:

„Wenn Vater damit nicht einverstanden ist, kann ich ja neue kaufen. Die werden dann aber noch kleiner.“

„Nein, mein guter Freund“, erwiderte der Alte, „das kannst du nicht. Fahr nach Kopenhagen oder Hälisingborg oder Göteborg oder wohin du in Satans Namen willst, aber kleinere Gläser kriegst du fürs Geld nicht mehr. Damit schreckst du mich nicht, mein feiner, guter Freund, der Teufel hol mich, wenn mich das schreckt. Kleinere Gläser machen sie nicht.“

Der Alte war wütend, aber er war zugleich heiter und noch einmal glich er ein wenig seinem Vater, dem gutmütigen Töffe.

„Kümmern wir uns nicht um die Gläser, August“, sagte der Wirt. „Leeren wir sie lieber. Du bist jedenfalls der letzte Kutschenbauer auf dem Hallandsbergrücken.“

Da kam Leben in den Breis.

„Ein verdammtes Elend, wie das alles mit der Zeit geworden ist. Da kommen sie jetzt gefahren, einer nach dem anderen, in Karren ohne Pferde und haben es so eilig, daß sie an den Wirtshäusern einfach vorbeifahren. Ist das noch ein Vergnügen? Und was für Kutscher! Nicht einmal eine Peitsche haben die. Einer von ihnen hielt gestern hier an, weil ihm das eine Rad gesprungen war, und wir halfen ihm, den

Karren wieder in Ordnung zu bringen. Das war ein feiner Herr, er bezahlte gut, wir wurden gute Freunde und ich wollte ihn auf einen Schnaps einladen. Nein, danke, sagte er, wenn man lenkt, muß man Anti-alkoholiker sein, das wird so mit der Zeit zum Gesetz. Und das wollen Rutscher sein!“

August Böfason dachte eine Weile nach, dann fuhr er fort:

„Und warum sprang der Reifen? Er selbst zeigte es mir: die Schuld war ein armseliger Hufnagel. Mehr brauchte es also nicht, um seine ganze Karre zum Stehen zu bringen. Und Jeppe hat acht solcher Nägel unter seinem Huf und zieht trotzdem wie der Teufel. Das ist der Unterschied.“

Das Gesicht des Rutschenbauers hellte sich auf.

„Aber als er das Rad klar hatte und die Karre in Gang setzen wollte, da war wieder etwas anderes nicht in Ordnung: der Motor wollte nicht donnern! Was soll man in Teufels Namen da machen? fragte ich. Jener aber lachte und sagte: Das ist nicht gefährlich, wir geben ihm einen Schnaps, dann geht es schon. Da haben wir es, dachte ich, eines Schnapses bedarf es, damit er über die Steigung geht. Was der Rutscher verstoßt genug ist, sich zu versagen, das muß der Wagen bekommen.“

Der Smoländer wurde etwas milder gestimmt.

„Da wir den Herrn Wirt selbst zu Besuch haben, darf ich wohl auch ein Glas spenden. Bald ist es ja

mit Jeppe vorbei und dann schaffe ich mir einen Fordwagen an.“

„Du schreckst mich nicht, mein guter Freund“, sagte der Alte, „denn Jeppe lebt länger als ich, darauf kannst du dich verlassen.“

August strahlte vor Zufriedenheit darüber, daß er den Smoländer übertrumpft hatte, und er behielt recht damit.

Der Kaper des Königs

Wie friedlich konnten nicht die Straßen der kleinen Stadt Ängelholm an einem schönen Tag in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hinträumen! Über der Türe des Handschuhmachers hing ein roter Handschuh aus Holz mit vergoldeten Säumen, über dem Seilerladen baumelte ein Seilende mit einem rechtschaffenen Knoten und hinter dem langen, roten Bretterzaun hörte man im Takt des Meisters Schritte auf dem Fußboden der Seilerbahn — er ging, ein Lied vor sich summend, nach rückwärts, während er an seiner Hanfschnur drehte. Der Schuhmachermeister im Hause nebenan war auf die Treppe herausgetreten. Die Brille auf die Stirne hinaufgeschoben, stand er da und band sich den großen grünen Schurz ab; mitten am schönsten Vormittage mußte er auf das Amtshaus, wo er das Verzeichnis des Nachlasses seiner Frau zu beeiden hatte. Der Laufjunge des Gemischtwarenhändlers kam die Straße entlang mit einem Korb voll Flaschen in der Hand; er pffif „La Paloma“, aber ein wenig schläfrig, und damit sein Leben verwickelter und spannender werde, suchte er seine Schritte so einzuteilen, daß die Sohle seines Fußes nie auf eine der Rissen zwischen den Steinen im Gehsteig trat — dabei sollten die Schritte doch einiger-

maßen gleich lang sein, was allerhand Voraussicht und Berechnung erforderte. Trat er fehl, dann mußte er wenden und von neuem an der Ecke des Marktplazes beginnen, das hatte er sich zum strengen Befehl gemacht, dem er jetzt gehorchen mußte, wenn ihm die Ruhe seiner Seele lieb war. Aber just als er unter seinen schlaunen Berechnungen bis zur Türe des Färbers gekommen war, kam eine Sturzflut heraus in den Rinnstein gerauscht; die war heute weder schwarz noch blau oder rot, nein, sie war von prachtvолlem Lila, mit reichlich Schaum und schillernden Blasen. Der Junge blieb wie verhext stehen, er vergaß sowohl Nina, die weiße Taube, wie die Ruhe seines Herzens, und sein Fuß schwebte quer über einer Fuge im Gehsteig. Aber bald versiegte das Abwasser, und der Junge setzte seinen Weg ergeben fort. Das Leben war unleugbar einförmig in Angelholm, ein wenig Abwechslung wäre willkommen gewesen. Die Straße lag wie ausgestorben da.

Aber im selben Augenblick hörte man das knatternde Aufschlagen von Hufen auf den Pflastersteinen des Marktplazes, und um die Ecke bog eine Kavalkade, bestehend aus drei Reitern auf grauen Gäulen. An der Spitze ritt ein Herr in Uniform, schmuck und stattlich, die Brust voll bunter Ordensbänder. Die linke Hand steckte in einem weißen Handschuh und hielt die vier Zäume, die zur Stange wie die zur Trense, mit einem einzigen Griff von tadelloser Eleganz fest; die rechte Hand war in die Hüfte gestützt, umschloß aber

gleichzeitig geschickt eine Reitgerte mit goldenem Knaut. Die ganze Haltung war ein richtiges kleines Kunststück und sah doch so einfach aus. Von der schönen, gleichmäßig braunen, verwitterten Haut hob sich der kohlschwarze Schnurrbart ab, fest und hart, in der Mitte zu einem mächtigen Buschen anschwellend, gegen die Enden zu in Spitzen wie von Nadeln auslaufend — auch der war ein Kunstwerk. Links neben diesem Reiter, aber eine Kopflänge weiter hinten ritt ein junger Mann mit einem mehr blonden und rötlich weichen Aussehen; auch dieser hielt sich kerzengerade im Sattel und trug gleichfalls eine schmucke Uniform. Offenbar war es der Adjutant. Einige Pferdelängen noch weiter hinten ritt der Diener mit seinem breiten Gesicht und ein klein wenig bucklig; der blaue Überzieher mit den goldenen Knöpfen gab seinem ländlichen Wesen eine gewisse Würde, und es waren nicht viele, die merkten, daß er die Steigbügel allzuhoch am Kumpf hinaufgezogen hatte: er war so kurzbeinig, daß er einem Zwerge glich, wenn er herabgestiegen war.

Wenn diese Kavalkade im Schritt durch die lange Straße von Angelholm ritt, war der schläfrige Alltag im Nu verschwunden — da bedurfte es dann weder eines Nachlaßverzeichnisses noch der Gehsteigfugen, noch des Lila-Abwassers, um dem Leben ein wenig Farbe und Inhalt zu verleihen. Denn wer war der Reiter? Es gab nicht eine einzige lebende Seele in der Stadt, die das nicht gewußt hätte: Freiherr

Leijonköld Orenstierna. Was bedeuteten die Ordensbänder auf seiner Brust? Gestürmte Araberhöfner, gerettete Menschenleben, wilde Abenteuer zu Land und zur See, fremder Monarchen Huld, Raper-taten im Karibischen und Mittelländischen Meer. War nicht sogar der arabische Hengst, der unter dem Baron tanzte, ein Geschenk des Dei von Tunis?

Was den Adjutanten betrifft, wußte gleichfalls jeder Ängelholmer, wer er war: Herr Uno, Küsten-ruderer im königlichen Zolldienst, gebunden an Baron Leijonköld Orenstiernas Person durch die starken Bande der Ergebenheit und Dankbarkeit — einige fügten hinzu: durch nahe Verwandtschaft, aber darüber wußte man nichts mit Sicherheit, denn niemand hatte seine Mutter gekannt; er war mit dem Baron aus dem Norden gekommen. Der Diener endlich, das war nicht zu leugnen, war der simple Sohn des Schornsteinfegers Berg und kein besonderes Geisteskind; dafür saß er jetzt hoch oben im Sattel, mit dem Orenstiernaschen Wappen auf den Knöpfen, und wenn er so seinem eigenen Vater mit Wischer, Scharre und Leiter begegnete, so kannte er ihn kaum wieder.

Freiherr M. G. Leijonköld Orenstierna mit Adjutant und Diener war auf dem Wege hinaus nach dem Gasthof Margretetorp, wo er Forellen zu Mittag speisen und ein Glas Punsch in der Laube am Bach trinken wollte im lebhaften Gespräch mit dem Wirt und seinem Freund Kapitän zur See Johannson, früheren Befehlshaber auf der Barke „Lord Palmer-

ston“ — denn wengleich Adeliger blauesten Blutes, hatte er doch keinerlei enge Standesvorurteile, und bevor er am Abend von der Treppe des Wirthshauses aus wieder aufs Pferd stieg, um nach Ängelholm zurückzureiten, versäumte er niemals, Frau Ekberg, der Gattin des Wirts, seine höfliche Aufwartung zu machen. Er war es auch, der die Entdeckung machte, daß einer ihrer irländischen Verwandten mit einem spanischen Granden verheiratet war; von diesem Tage an wollte er sie Cousine nennen, freilich ohne böse zu sein, als diese die Ehre bescheiden ablehnte.

2.

Märchen und Sage, älteste Zeiten und Herkommen — alles das stand in der Gestalt des Barons den Ängelholmern lebendig vor Augen: das Historische lag im Geschlechternamen Drenstierna und das Märchenhafte im Taufnamen Leijonsköld (Löwenschild). Aber die Bewohner der Stadt konnten den Baron auch noch in einer ganz anderen Aufmachung zu sehen bekommen.

Kamen sie an seinem Hof Andersruh vorbei, der gleich vor der Stadt auf dem Wege nach Hålsingborg lag, so konnten sie ihn und Herrn Uno und auch den Schornsteinfegersohn sehen, wie sie Mist ausfuhren und diesen mit ihren Gabeln hoch durch die Luft warfen; denn der Baron sah alle Arbeit als ehrenvoll

an; er stand in holzbesohlenen Stiefeln auf dem Gipfel des Misthaufens im blauen Baumwollhemd, das um den Hals herum offen war, mit einem Schnurrbart, der nicht mehr kohlschwarz, sondern grün oder grau war, und klopfte fürsorglich die Mistfuhr mit einem Spaten fest, damit nichts von dem kostbaren Gut auf dem Wege verlorengelhe. Die grauen Araber sahen ein wenig geknickt aus und schienen sich nach ihrem maurischen Stall in Tunis zurückzusehnen, aber sie litten dabei keine Not, und wenn des Tages Arbeit vorbei war, wischte sie der Baron mit einem Stroh- wisch eigenhändig ab und sah auch darauf, daß nicht das geringste Mistklümpchen an den Hufen hängen- blieb, denn er hatte dem Dei versprochen, auf seine Lieblingsgäule zu achten, und er war ein Mann, der sein Wort hielt.

Niemandem wäre es eingefallen, den Mund zu ver- ziehen über den Adeligen auf dem Misthaufen, denn er blieb, der er war. Bedurfte es einer Bekräftigung hierfür, dann konnte man sie bekommen, wenn König Oskar II. Angelholm auf dem Wege zu seinen Tennispartien in Särö passierte. Denn wer stand dann auf dem Bahnsteig an der Seite des Bürger- meisters, wenn nicht Leijonköld Örenstierna: in voller Paradeuniform und jest mit den blizenden Ordens- sternern neben den Rettungsmedaillen auf der Brust— diese bildeten zwei Reihen, und einige von ihnen mußten sogar mit einem Platz allein für sich noch weiter unten gegen den Bauch zu vorliebnehmen. Sowohl der

Bürgermeister wie Orenstierna standen in strammer Haltung da und machten die Honneurs, aber Orenstierna war der Unbeweglichere, er stand wie aus Bronze gegossen da, und der silberhaarige König erkannte ihn durch die Fensterscheibe in seinem Wagen wieder, nickte, lachte und winkte mit der Hand, und mit erschrecktem, aber festlichem Schaudern und stolzer Freude sahen die Bewohner der Stadt, versammelt unter Flaggen und Buchenlaub auf der Station, wie Leijonköld Orenstierna in den Wagen des Königs stieg und durch eine Audienz ausgezeichnet wurde, die so lange währte, bis der Stationsvorsteher zur Abfahrt des verspäteten Zuges blies — wonach er das Signal noch einmal mit der Hand geben mußte, da er aus der Trompete vor Aufregung keinen Ton hatte herausbringen können.

Was war wohl der Gegenstand der Unterhaltung zwischen dem würdigen Monarchen und seinem Günstling? Sprachen sie über Krieg und Frieden, über fremde Höfe und die Irrwege der großen europäischen Politik? Für die Könige auf dem schwedischen Thron war es nichts Ungewöhnliches, sich mit den Orenstiernas zu beraten. In diesem Falle konnte für den Augenblick keine besondere Gefahr im Anzuge sein, denn man sah Oskar II. sorglos lachen. Oder tauschten sie Gedanken aus zu Ehren der schwedischen Flotte, die sie beide besungen hatten, vertrauten sie sich ihren Kummer an über die Zukunft der vaterländischen Poesie, die ja in gleicher Weise den

beiden am Herzen lag? Einmal überreichte bei einer solchen Gelegenheit Leijonstöld Orenstierna dem königlichen Bruder in Upoll die letzte Blüte seiner Phantasie, betitelt „Der Raper des Königs“, einen historischen Seeheldenroman aus der Zeit Karls XII., und es war leicht zu sehen, daß die Gabe dem König willkommen war, denn er blätterte in dem Buch voll Wohlgefallen und wies mit dem Finger auf eine der Illustrationen von Georg Stoopendaal.

Aber über alle diese Fragen zerbrachen sich die Ängelholmer vergebens den Kopf, denn der Baron machte niemals die geringste Andeutung über den Inhalt seiner Gespräche mit Seiner Majestät. Als der vollendete Hofmann, der er war, verstand er sich auch auf die Kunst, in wichtigen Dingen zu schweigen. Aber im Volksgedränge auf dem Bahnhof stand auch ein Schuljunge, der mit klopfendem Herzen den „Raper des Königs“ gelesen hatte und jedesmal Tränen in die Augen bekam, wenn er an Lars Gathenthielms letzte Stunde dachte — wenn der Kanonenschuß erdröhnt und der kranke Held sich von seinem Lager erhebt und ruft: Nachtigallen, gebt acht! König Karl kommt! worauf er tot zurücksinkt. In den kindlichen geblendeten Augen des Knaben fielen Oskar II. und Karl XII., Lasse in der Straßen und Leijonstöld Orenstierna im Regenbogenglanz zusammen, und er fühlte sich, hoch über Zeit und Raum, in der strahlenden Ideenwelt der Einbildung, als Zeuge der Zusammenkunft zwischen dem König und

dem Raper, zwischen dem gesalbten Herrscher und dem dienenden Helden. Für ihn lag von diesem Augenblick an eine Gloriole um Leijonköld Örenstierna: er war der „Raper des Königs“.

3.

Aber in der Welt der Erscheinungen zeigte er sich noch von manch anderer wechselvollen Seite. Einiges davon konnte überraschend genug wirken.

Als er von der Audienz bei Oskar II. auf der Eisenbahnstation heimging, stieß er zum Beispiel einmal auf das Leichenbegängnis der Kuchenliese; denn diese arme hinkende Person, die ihr ganzes Leben lang unterwegs gewesen war und zuletzt samt ihren Pfefferkuchen von einem scheuenden Pferde überrannt wurde, hatte zu alledem noch das Unglück, daß ihr Begräbniß zeitlich mit dem Empfang des Königs auf dem Bahnhof von Ängelholm zusammenfiel. Es ging darum auch niemand weiter hinter dem Sarge her als der Kirchendiener. Nun wußte Leijonköld Örenstierna nicht, wer in dem teerbestrichenen Sarge lag, und er hatte übrigens auch niemals etwas mit der Kuchenliese zu tun gehabt, denn diese hatte ja niemals ihre Groschenkuchen und Lebzelten auf dem königlichen Zollamt zu holen gehabt, wo der Baron residierte. Als er jetzt den einsamen, verlassenen Sarg sah, machte er Halt und Front'mitten auf dem Gehsteig, und seine

Ehrenbezeugung für die Ruchenliese war ebenso tadellos, ebenso wie aus Erz gegossen, ebenso lang wie jene vor Oskar II. Das hätte für die Bewohner der Stadt so schön wie erbaulich sein können, wenn nicht unglückseligerweise der Kirchendiener Kling den ganzen Effekt zerstört hätte. Denn dieser mißverstand die Situation und grüßte zurück, indem er mit seiner weinerlichen, salbungsvollen Stimme krächzte: „Gott zum Gruß, Herr Baron!“ Das wurde Drenstierna zuviel und rasch gab er zurück: „Scher dich, du Schafskopf, ich grüße die Leiche!“ Dieser Ausspruch wurde ihm sehr übelgenommen, und viele meinten, daß es dem Baron doch nicht gelänge, die unterschiedlichen Stufen der Achtung wahrzunehmen, die einer toten Ruchenliese und einem lebenden Kirchendiener entgegenzubringen sei.

Aber der von seiner Bewunderung erfüllte Schulknabe verteidigte seinen Helden: Kling war ein verschmisster Knauser, ein unaufrichtiger Racker. Und war des Königs Raper ohne hitzige Laune zu denken?

4.

Aber es gab noch andere Schatten, die aus solchen Winkeln hervorgetrochen und Leijonssköld Drenstiernas blankes Wappen zu verdunkeln drohten.

Seine Stellung im bürgerlichen Leben war nicht so leicht zu erklären. Er war seit vielen Jahren Zoll-

inspekteur in Angelholm; das war ein angesehenes Amt, ein Vertrauensamt, könnte man beinahe sagen, wenn es seinen Inhaber auch nicht mit allzuviel Macht ausstattete. Denn der Seeverkehr nach der Stadt war kein reger. Dennoch befand sich unbestreitbar ein kleines Zollhaus da, und es kam nachweisbar vor, daß Segelbarken dort Stückgut löschten und Getreide luden. Wo war er hergekommen? Darüber gab es viele, aber unsichere und widerstreitende Gerüchte. Er hatte als Seeoffizier begonnen und dann wegen irgendeines Mißgeschickes, irgendeiner dummen Geschichte, die nicht an seiner Ehre rührte, ihn aber doch zwang, die königlich schwedische Flotte zu verlassen, den Dienst quittieren müssen. Dann war er als Seemann über alle Meere der Welt gefahren, hatte Dienst getan in der französischen Fremdenlegion und wie ein Löwe in der afrikanischen Wüste gekämpft. Die Hauptstädte und Häfen der ganzen Erde hatten keine Geheimnisse mehr für ihn. Nach all diesen Abenteuern hatte er dann als der treue Sohn der schwedischen Erde wieder zurückgefunden und war in der ruhigen Skälverbucht vor Anker gegangen, in einer geschützten und reich belaubten Windung des Rönneflusses.

Wovon lebte er? Er hatte achtzehnhundert Kronen Gehalt, das konnte aber kaum ausreichen für englische Sättel und Monturen mit silbernen Kronen und Riemenzeug mit Schnecken. Man raunte davon, daß er verheiratet sei, es hatte aber niemals jemand die Baronin in der Gegend gesehen; man behauptete,

daß die bloß einmal einen kurzen Besuch in der Stadt im geschlossenen Wagen gemacht habe. Man sprach davon, daß sie unmittelbar nach der Hochzeit wieder abgereist und niemals wiedergekommen sei, ausgestattet mit dem klangvollen Titel einer Freiherrin Orenstierna, wozu man im Notfall noch den Namen Leijonsköld als Superlativ fügen konnte. Und es gab Leute, die wissen wollten, daß der Baron und Zollinspekteur von diesem Tage an ein jährliches Einkommen von fünftausend Kronen zugesichert erhalten habe. Andere wußten noch besser Bescheid: in einem etwas späteren Zeitpunkt soll Leijonsköld Orenstierna seine Rente kapitalisiert und vierzigtausend Reichstaler auf einmal ausgezahlt erhalten haben, und für diese Summe soll er sich dann sowohl den Hof Andersruh wie die drei Araber gekauft haben, die solcherart keineswegs ein Geschenk des Dei von Tunis für die Errettung einer besonders mandeläugigen Odaliske aus der Gewalt eines besonders wilden Beduinenstammes waren. Schließlich vermutete man noch, daß die große Spekulation des Barons nicht allzu glücklich ausgegangen sei, denn der graue Haarriemen der Araber hatte schon begonnen, weiß zu werden, und Andersruh hatte sich nicht als sonderliche Goldgrube erwiesen. Der Sohn des Schornsteinfegers hatte einmal seinen Altersgenossen anvertraut, daß nicht nur Herr Uno, sondern Leijonsköld Orenstierna selber sich vor einen Krug mit Dünnbier zu einem Abendbrot, bestehend aus Hering und Kartoffeln, nach harter Tagesmühe gesetzt hätten.

Alle diese dunklen Gerüchte müssen hier dahingestellt bleiben: vielleicht waren sie wahr, vielleicht falsch. Niemand weiß, ob der arabische Hengst das Geschenk eines morgenländischen Despoten in jener seligen Stunde war, da er seine geraubte Schöne wieder in seine Arme schließen konnte, oder ob sie gekauft waren mit dem Lösegeld, das eine reiche Bürgerliche bezahlte, um in die angenehmen Gefilde der Aristokratie hineinschlüpfen zu können. Wir wollen uns an das Wirkliche und Tatsächliche halten.

5.

Und da steht unerschütterlich fest, daß Freiherr M. G. Leijonföldb Örenstierna mindestens ebenso vielseitig war wie der arabische Hengst, der wechselweise Parade zu reiten und den Mistkarren zu ziehen hatte. Er war Zollinspekteur, aber er war auch Landwirt; er war alter Seemann, aber ein solcher zu Pferde; er war königlicher Beamter, aber zugleich auch Dichter. In seiner Jugend hatte er Schilderungen aus dem Leben der Seeleute und Schärenbewohner in Vers und Prosa veröffentlicht, Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte; in seiner Ängelholmer Zeit feierte er Triumphe mit dem „Raper des Königs“, aber auch mit seinen Büchern „Ein Löwe zur See, historisch-romantischer Seeheldenroman vom Schluß des 18. Jahrhunderts“, „Abenteuer eines schwedischen

Edelmannes“, „Der schwarze Freibeuter, eine Schilderung des Aufstandes auf Jamaika 1865“. Diese alle kamen in den neunziger Jahren heraus und wurden mit Begeisterung verschlungen in jenen Kreisen, die man damals unter dem Namen der abenteuerliebenden Jugend zusammenfaßte. Ich gehörte selbst zu dieser Kategorie; viele haben mit mir durch Leijonstöld Orenstiernas Vermittlung mit Lasse in den Straßen Bekanntschaft gemacht und haben das Buch in schöner Erinnerung. Wie es wäre, wenn man das Buch heute wieder zur Hand nähme, ist eine andere Frage; jemand, der dies tat, versicherte mir, daß der Baron viel besser mündlich erzählen konnte als schriftlich — und mein Gewährsmann zählte zu jenen Leuten, die diesen Vergleich anstellen konnten. Jenes Buch aber, das die lebendigste Vorstellung von Orenstierna gibt, wenn er aus sich herausging und dann in seinen Erlebnissen und Erinnerungen schwelgte, war nach derselben Quelle das Buch „Abenteuer eines schwedischen Edelmannes“. Es spielt unter anderem im Paris Napoleons III. und der Kaiser selbst greift in die Handlung ein; er belohnt den schwedischen Adligen mit dem Orden der Ehrenlegion, aber wohlgemerkt nicht mit dem Ritter-, sondern dem Offizierskreuz. Das war eine kunstvolle Steigerung, die des öfteren auch im mündlichen Erzählerstil des Barons wiedergekehrt sein soll, und das Anschauungsmaterial dazu war stets zur Hand. Auf seiner Brust gab es Stoff zu siebzehn, mehr oder minder phantasiereichen Novellen.

Er liebte Pferde, Hunde und lebenswürdigen zierlichen Umgang, der ihm Gelegenheit gab, seine Erzählungen anzubringen. Alle diese Leidenschaften konnte er, wenn auch in bescheidenen Grenzen, in Ängelholm befriedigen. Seiner Pferde waren freilich nur drei, aber er hatte seine Freude an ihnen in jeder erdenklichen Weise: als Reitpferden, als Lastpferden und Rutschierpferden. Zuweilen fuhr er mit ihnen auch Tandem und da sah er sehr genau auf die Einhaltung der Vorschriften: Herr Uno saß links von ihm, der Diener mußte die Fußdecke hinaufknöpfen und durfte nicht früher auf seinen Sitzplatz hinten hinaufspringen, als bis der Wagen einige Meter weit gerollt war — das war kein leichtes Manöver für den Schornsteinfegersohn mit den Zwergbeinen, aber die Übungen wurden solange beharrlich vor der Treppe zu Andersruh fortgesetzt, bis auch das meisterhaft klappte. Er hatte verschiedene Hunde, aber sein Liebling war ein schwarzer Dackel, der in einem geschlossenen Kreis von Gästen das Kunststück fertigbringen konnte, auf den Hinterbeinen herumzulaufen und aus einer silbernen Dose mit goldenem Löffel Schnupftabak anzubieten. Er hielt diese mit den Vorderbeinen und war sogar von seinem artigen Herrn so abgerichtet, daß er zuerst zu den Damen ging, nach Alter und Rang.

Was endlich den Umgang betrifft, so litt Leijonstöld Örenstierna daran keine Not, auch wenn die aristokratischen Kreise der Kleinstadt und die Herrensitze der Standesbrüder in der Umgebung ihm just nicht offen

standen. Er fühlte sich sehr wohl in Ängelholms bürgerlicher Gesellschaft im Umgang mit dem Kaufmann und den Handwerkern und entzog sich keineswegs seinen Nachbarn unter den Bauern. Er liebte die Jugend, veranstaltete Schlittenpartien für sie im Winter, und im Sommer machte er mit ihr frohe Ausflüge auf den Hallandsbergrücken — hoch oben an einem knotigen Ast der vielhundertjährigen Eiche bei der Solbergischen Wassermühle hing lange ein Kranz, den sein kräftiger Arm im Wirbel des Spiels dorthin geschleudert hatte. Keiner der speerbewaffneten Ängelholmer hatte ihm diesen Wurf nachgemacht; kein Wunder, hatte er nicht einst auf dem Flaggsschiff Lord Nelson hundert Pfund vom Admiral dadurch gewonnen, daß er einen Kranz über den Großmast warf? Im Garten von Margretetorp veranstaltete er Wettkämpfe im Springen über Haselrutenzäune, und wer erntete den wärmsten Beifall der schönen Gerbertöchter, wer schwang sich gegenüber allen jungen Herren von Ängelholm leichter über das Hindernis als der Baron? Das war der Sprung, den er einmal über die Hafenbarriere in Jerez tat, als er zu der sinkenden Barkasse hinausschwamm und vierzig schreckgelähmte Spanier vom sicheren Tode rettete — ihre Anzahl war eingraviert auf der Rückseite jener Goldmedaille, die die Königin von Spanien eigenhändig an seine Brust heftete.

Zuweilen kamen ausländische Gäste zu ihm und dann wehten zwei Flaggen von der Veranda auf

Andersruh; neben der schwedischen mit dem Unionszeichen mußte Uno den Danebrog oder die Tricolore oder den Union Jack hissen, und der Diener schoß Salut aus Feuerrohren, die verborgen im Grase lagen: seine Statur machte ihn besonders geeignet für diese Aufgabe, er sah aus, als ob er auf den Knien läge, und mit Blizeschnelligkeit sprang er von dem einen zum anderen, immer von neuem ladend, und der Baron gab seine Befehle auf Französisch oder Englisch und Herr Uno kam heraus auf den freien Platz und meldete, etwas holprig, aber doch deutlich: *M. le Baron est servi.*

Ein bißchen eitel war er zweifellos, aber er gehörte eben noch zu jenem Zeitalter, das sein unschuldiges Vergnügen am Lebensstil fand, und wer selbst rein von Schuld ist, werfe den ersten Stein auf ihn. Wie aber verhielt es sich mit Leijonköld Örenstierna und der Wahrheit? Das ist eine Gewissensfrage, und darauf die richtige, genaue und zarte Antwort zu geben, kann nicht im Handumdrehen geschehen.

Eines schönen Herbstmorgens war er zu Pferd nach dem Wirtshaus Margretetorp gekommen: das Wetter war so still und klar, der runde Tisch unter dem Kirschbaum sah so einladend aus, daß er sich dort niederließ, nach Kapitän Johannson schickte und diesen zum Mittagessen einlud; Frau Elbergs bester Rheinwein wurde aufgetragen. Beim Abschied, schon mit dem einen Fuß im Steigbügel, hieß der Baron den Uno bezahlen; aber dieser mußte gestehen, daß auch er

keinen Pfennig Geld bei sich hatte. Der Baron schalt seinen vergeßlichen Adjutanten aus; Frau Ekberg, die am geöffneten Fenster erschienen war, bemühte sich, zu versichern, daß das eine Kleinigkeit sei, der Baron könne das nächste Mal bezahlen, es habe damit keine Eile. Aber der Baron schalt weiter, sein Ehrgefühl war in Wallung: Wie konnte Uno so verdammt nachlässig und vergeßlich sein, wie oft habe er nicht schon zu hören bekommen, daß er immer, wenn sie von zu Hause wegritten, Geld mitzunehmen habe, wozu — der tausend! — habe man sonst einen Adjutanten. Der arme Uno wurde so rot und verwirrt, daß er stammelte: „Ja, aber Papa, du weißt doch selbst, daß wir . . .“ „Unterbrich mich nicht!“ schrie der Baron. „Es fehlt dir leider sehr an Erziehung.“ Er schwang sich in den Sattel und gab dem arabischen Hengst die Sporen; Uno mußte hinterdreinreiten und ließ die Ohren hängen wie ein Bedienter.

Einige Tage später kam er wieder vorbei, hielt an der Sauntüre an und befahl Uno zu bezahlen.

Ein anderes Mal hatte er dänische Freunde zu Besuch und hatte sich mit dem Mittagessen alle Mühe gegeben, denn es befand sich unter den Besuchern ein Landgraf. Zu seinem Entzücken hatte er entdeckt, daß der Sohn des Wirtes in einer prächtigen Husarenuniform nach Hause gekommen war, und sogleich ernannte er ihn zu seinem Adjutanten: heute brauchte er zwei. Korporal Ekberg mußte auf dem grauen Araber ihm zur einen Seite, Uno ihm zur anderen

reiten; eine stattlichere Kavalkade konnte sich auch ein dänischer Landgraf nicht denken! Adjutant Ekberg mußte den eiskalten Punsch in eine mit Mauergrün ausgekleidete Grotte tragen, im Kreise rundherum die silbernen Tummler, prächtige Pokale, aufstellen und dann die halbe Sommernacht hindurch die lehrreichen Gespräche und die Erzählungen des Barons anhören. Gegen Morgen begann Leijonköld Örenstierna eine spannende Szene zu schildern, in der ein riesiger Drache, ein kannibalischer Neger und ein Ruhbaum eine Rolle spielten, dessen weiße Milch einen Sterbenden vom Tode rettete; aber der Adjutant Ekberg hatte den Zusammenhang nicht mehr richtig erfaßt, denn er war inzwischen auf seinem Gartenstuhl eingenickt. Er erwachte indessen mit Schrecken, als er hörte, wie Leijonköld Örenstierna aufsprang und mit vor Zorn bebender Stimme fragte: „Gibt es hier jemanden unter den Anwesenden, der behaupten wollte, daß ein schwedischer Adeliger lügt?“ Darauf wurde es mäuschenstill in der Mauergrüingrotte. Auch Adjutant Ekberg fühlte, wie peinlich das war, und fragte sich mit Angst und Beben, wie die Antwort ausfallen würde.

Nach einer langen Pause kam diese, auf Dänisch: „Ne, lügen und lügen — sicher nicht um lumpigen Vorteils willen — aber vielleicht — ein klein wenig — ab und zu — aus Vergnügen!“

Baron Leijonköld Örenstierna stand einen Augenblick unbeweglich da — dann streckte er seine Hand

aus, worin sich der leere Silbertummler befand, überreichte diesen dem Landgrafen und säufelte mit tränenvoller Stimme: „Hochverehrtester Bruder, du hast mir aus der Seele gesprochen – behalt diesen Pokal als Andenken an diese schöne Stunde. Es ist mein Wappen darauf. Wie sollte ein Drenstierna als Zollinspekteur leben können, wenn er nicht Phantasie hätte!“

„Das war ein wahres und kluges Wort“, sagte Frau Ekberg, als der beurlaubte Adjutant am darauffolgenden Tage seiner Mutter den Auftritt erzählte.

„Meinst du, was der Landgraf sagte oder der Baron?“ fragte der Wirt neben seiner Pfeife.

„Was sie beide sagten, wenn ich recht darüber nachdenke“, antwortete Frau Ekberg, und dabei lassen wir es bewenden und verknüpfen es mit dem Andenken an Martin Gabriel Leijonssköld Drenstierna, den Raper des Königs zu Ängelholm.

Das Leben von Petter Bliß

1.

Wäre Petter Bliß noch am Leben, dann würde er sich heute schon dem 90. Lebensjahr nähern, denn er war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, in einer Rätnerhütte an der Waldstraße, nicht weit von dem Haus, wo Johannes von Boarp gegen Ende seines Lebens seine Freistatt fand. Er war nicht mehr als zwölf Jahre alt, als er bereits dazu herangezogen wurde, an Stelle des Schaffers umherzulaufen und die Gespanne für den Posthaltereigasthof zu besorgen. Da galt es, flink in der Arbeit zu sein, denn es kam vor, daß die ungeduldigen Rutscher mit ihren versilberten Knöpfen auf den Livreen ihre Peitsche dem barfüßigen, mageren Jungen um die Beine knallten. Solange er in Sichtweite war, rannte er dann aus Leibeskräften seines Weges, und war es besonders eilig, wagte er seinen Lauf überhaupt nicht zu verlangsamen, sondern kam bei den Höfen der Rutschenbauern so atemlos an, daß es eine gute Weile dauerte, bis er die Sprache wiederzugewinnen vermochte. Glücklicherweise war er, wenn er zu Sonessons nach Fogdarp geschickt wurde. Dort bekam er immer zwei ordentliche Scheiben Brot, mit Wurst und Käse belegt, und der Knecht, der bald aufzubrechen bereit war, ließ Petter ungesattelt auf einem der Pferde auf-

sigen, so daß er wie ein vornehmer Reiter zurückkam, das belegte Brot in der Hand. An anderen Stellen war man nicht so freundlich zu ihm, da mußte Petter hungrig und müde hinter den trabenden Pferden herlaufen. Aber es gab auch andere Vorteile: Auf dem Gutshof Ulriksfält konnte es sich treffen, daß der Verwalter ihm auf dem nach hinten zu gelegenen Gutsteil begegnete und ihm im Schuß des großen Holzstapels einen gelben Papiertaler zu steckte, den er um den Zeigefinger gewickelt hatte, damit der Junge, anstatt die Pferde von Ulriksfält zu holen, nach Suntly laufe und die Kutsche von dort besorge — die Pferde auf Ulriksfält wären an Kolik erkrankt —, was recht oft vorkam. Am schlimmsten erging es Petter, wenn ein Reisender spät in der Nacht auftauchte, in einer Nacht, in der der Herbstregen auf die dunklen und lehmigen Straßen herniederprasselte oder ein Schneetreiben über die Ebene fegte, so daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte, in die Gräben fiel und sich auf den Feldern verirrte. War dabei obendrein die Reihe an einem Bauernhof, der weit drüben bei Rebbelberga auf halbem Wege nach Angelholm lag und von dem das Gespann besorgt werden sollte, so war es gar nicht schön, Petter Bliz zu heißen und nichts anderes am Körper zu haben, als eine dünne Leinenhose, ein zerschliffenes Hemd und eine zerlumppte Toppe. Einmal kam er auch derart naß und blaugefrozen zurück, daß der Wirt ihn in einen alten Schlittenpelz hüllte und über Nacht auf der Pritsche

in der Knechtstammer schlafen ließ. Zuweilen saß Petter an den langen Herbstabenden in der Wartestube und lauschte den Geschichten von Gespenstern und Widergängern, bis sich ihm die Haare aufrichteten und er es hernach doppelt unheimlich fand, sich einsam in die Nacht hinaus zu begeben, jederzeit gewärtig, an der nächsten Kreuzung dem Manne zu begegnen, der sein Haupt unter dem Arme trug.

Allein Petter Blis gab nicht auf. Er fror und hungerte, aber er wuchs dabei zu einem schlenkrigen und sommersprossigen Jungen heran, mit rotem Haarschopf und Armen, hart wie Schlegel. Die Landstraße war lange sein Um und Auf. Nachdem er zuerst in der Wartestube geholfen hatte, wurde er schließlich selbst Stationsmacher, lernte die Namen der Höfe und der Reisenden auf eine schwarze Tafel aufschreiben, wenn auch unter viel Schweiß und Mühe, und indem er sich jedesmal hernach die nassen Finger in seinem Haar abtrocknete. Er schlief, wenn es nicht anders ging, auf einer Bank; wurde es ruhig auf dem Hof, dann ging er hinab in den Stall und legte sich bei den Pferden nieder. Er wurde allmählich stark genug, um einem betrunkenen Fahrknecht eine Tracht Prügel zu verabreichen, und er konnte im Nu einem Zigeuner das Messer aus der Hand winden, nachdem er sein Lehrgeld und eine Narbe an der linken Schläfe davongetragen hatte. Der Aufruhr des Blutes verwirrte ihn eine Zeitlang: Er verliebte sich in ein schwarzäugiges Zigeunermädchen mit dicken Haarflechten

unter dem grünen Kopftuch und einer Halskette von roten Korallen auf der braunen Brust. Um dieser Elisabeth willen schloß er sich auch deren Vater an, der ein Pferdehändler war, kam weit herum bis nach Blekinge und Dalsland und erlebte dabei alles mögliche. Auf mehr als einem Markt hatte er in der Dämmerung einen Kranz von Nesseln unter den Schwanz der müden Zugtiere gebunden, um sie in frischen Erab zu bringen, und bei mehr als einer Gerichtsverhandlung hatte er einen feierlichen Zeugen dafür abgegeben, daß der Gaul weder blind noch lahm gewesen war, als er verkauft wurde. Aber das Rackerleben gefiel ihm nicht, und als er Elisabeth zusammen mit einem der schwarzhäutigen Kerle überraschte, war der Zauber gebrochen. Den Totschläger des Häuptlings, dessen Hieb er im Augenblick des Abschieds noch abwehrte, nahm er zum Andenken mit und dann ließ er sich bei einem nordschonensischen Regiment anwerben. Als Soldat stellte er sich gut an, und wenn man einen handfesten Korporal brauchte, um die Marktetenderei auf der Heide von Ljungby zu säubern, so rief man stets Petter Blis herbei. Der war eifern und schien unverwundbar.

2.

In höhere Chargen aufzusteigen, war ihm nicht vergönnt, dazu war er zu schwach im Lesen und Schreiben: eine Schule hatte er kaum je betreten und

unter die vielen wertvollen Dinge, die er in der Warte-
stube und auf Märkten und Straßen sich angeeignet
hatte, hatte die edle Buchstabenkunst kaum sonderlich
Eingang gefunden. Als der Vater starb, nahm er
seinen Abschied vom Regiment und kehrte heim nach
Margretetorp, um die Hütte und das kleine Grund-
stück zu übernehmen. Aber er war ein Mann mit
festen Ansichten geworden, der gewohnt war, nach
eigenem Willen zu handeln. Er wurde mit seinem
älteren Bruder uneinig darüber, wer in der Hütte
wohnen sollte. Keiner wollte sie dem anderen über-
lassen und Petter weigerte sich rundweg, mit dem
Bruder zusammenzuwohnen, der ein absonderlicher
Mensch und streitsüchtig war und von vielen für nicht
ganz voll genommen wurde. „Ich will sie in Ruhe
besitzen oder überhaupt nicht“, meinte Petter, und
das Ende vom Liede war, daß die beiden Brüder die
väterliche Hütte abriffen — das war keine besonders
schwere Arbeit — und dem Erdboden gleichmachten.
Man erinnerte sich noch lange in der Gegend des
Tages, da die Brüder, wild wie Hornissen, auf das
alte Dach gestiegen waren und ein Stück des Dach-
stuhl's nach dem anderen herabwarfen, daß es nur so
staubte. Als die Zerstörung beendet war, verschwand
der Bruder aus der Gegend, während sich Petter
Bliß mehr an den Boden gebunden fühlte. Vom
Wandern hatte er genug bekommen. Es waren nur
vier Scheffel Land, aber die waren fein, und er bear-
beitete sie sorgfältig und eifrig. Die Trümmer der ab-

gerissenen Hütte ließ er auf und baute auf dem alten Grund einen neuen Verschlag, eine „Reusche“, wie man in der Gegend sagte. Es war die einfachste und anspruchloseste Wohnstelle, die ein Mensch nur benutzen kann, und sie unterschied sich nicht viel von jenen Erdlöchern, die man weiter oben auf dem Bergrücken vorfinden konnte, wo in alten Tagen Räuber und Flüchtlinge gehaust hatten. Bedeckt war sie mit Tannenreisern und der Schornstein bestand aus einem alten Eimer. Aber sie hatte Platz für Petters Pritsche, auf der er an so manchem Wintermorgen von einer Schneehülle bedeckt erwachte. Einen Bretterboden gab es nicht, aber die Erde war hart und festgestampft. Neben der Liegestelle standen alle seine Besen und Besenstiele, denn Birkenruten und Stöcke gab es auf dem Bergrücken in gesegneter Menge, und Petter pflegte zu sagen, daß er am Ofterabend ein Reitpferd für jede Hexe auf Blokulla satteln könnte — der Berg lag gerade ihm gegenüber auf der anderen Seite der Bucht. Aber er hatte auch andere Kunden, und seine Besen, zu zwölf Öre das Stück, waren berühmt wegen ihrer Güte, und zwar sowohl im Dorf Hjärnarp wie auf dem Markt Ängelholm. Außer diesen Dingen gab es keinerlei Hausrat in Petter Blißens „Reusche“, bis zu jenem Tage, da er seine beiden größten Schätze zum Geschenk erhielt: die abgenützte Jagdtasche des verstorbenen Gasthofbesizers aus Dachsfell und dessen Jagdflasche im Lederfutteral. Das waren Petters

Augäpfel und die hingen Tag und Nacht zu Häupten seines Lagers, ein sichtbares Zeichen, daß er ein alter Soldat und ein Kerl auf seine Art war.

Eine Kuh hatte er nicht, aber er brachte es dahin, daß er ein Pferd erhielt, das ebenso anspruchslos und kräftig war wie er selbst und ebenso zufrieden mit seinem Bretterschuppen. Mit diesem machte er seine Fuhren, schleppte Steine und riß für die Neusiedler der Gegend die Baumstrünke aus dem Boden. Für jeden Scheffel Land, den er rodete und urbar machte, bekam er elf Kronen und dazu eine Kanne Branntwein. Arbeiten konnte er, wenn man ihn nur walten ließ: es hätten überdimensionale Steinriesen sein müssen, wenn er und sein zottiges Pferd damit nicht fertig geworden wären, und die zyklonischen Mauern wuchsen überall unter seinen flinken Händen aus der Erde und glichen Kellergewölben wie mächtigen Schlöffern. Er war stolz, um nicht zu sagen hochmütig. Das war seine Stärke und seine Schwäche. Er kam gerne in Bauernhöfe und Hütten, um eine Weile zu plaudern. Aber wollte man ihn zum Essen einladen, dann war Schluß mit der Gemütlichkeit und es senkte sich ein schwarzer Schatten über seine Augenbrauen. „Danke, ich habe vorgestern gegessen“, sagte er trocken. Oder auch: „Ich habe, meiner Seel, mein Essen zu Hause, mehr als ich brauche.“ Petter Bliß war kein Bettler. Aber sagte man in versöhnlichem Tone: „Vielleicht will Bliß allenfalls einen kleinen Schnaps?“ dann ging ein Leuchten über sein Gesicht.

„Für einen Schnaps habe ich immer Platz, auch für deren sechs, wenn es sein muß.“ Der Branntwein befand sich in einer höheren Sphäre, oberhalb der niedrigen Nützlichkeit und aller Demütigungen des Lebens.

So lebte er in seinem Bretterverschlag, zufrieden mit seiner Einsamkeit, wurde alt und grau, und obgleich sein Rücken unter den schweren Bürden krumm wurde, blieb Petter Bliß im Innersten doch immer gleich stramm.

3.

Sein Humor konnte Funken geben, daß es nur so sprühte über den nassen Schnee und die Wacholderbüsche.

Einmal kam ein Strolch über den Bergrücken herüber und hielt sich einige Wochen in der Gegend auf, ein wilder und unlenksamer Geselle, der strafweise aus dem königlichen Garderegiment entlassen worden war. In den armseligen Hütten schaltete er wie der Fuchs im Hühnerhof. Er drang bei dem alten Soldaten Jarl ein, der ein steifes Bein hatte und sich kaum rühren konnte. Während sich dieser Arme nicht wehren konnte, brach der Gardist dessen Wandschrank auf und leerte dessen Branntweinflasche mitten unter den Augen des Bestohlenen. „Warum hältst du nicht mit, du Bauernaas?“ höhnte der Gardist im richtigen Stockholmer Dialekt, und

schon die Art wie er die Worte aussprach, war ein blutiger Hohn. Petter Bliß hörte davon und schwur Rache. Bald darauf suchte der Gardist einen anderen alten Soldaten heim, Ola Rung, der Rutscher beim Kapitän Liljekrona auf Benedike gewesen war. Rung stand gerade auf der obersten Sprosse seiner Leiter und war damit beschäftigt, das Dach seiner Hütte neu mit Stroh zu decken, als der Gardist die Leiter wegzog, so daß Rung das Gleichgewicht verlor und in den Kartoffelacker fiel. Niemand hätte sagen können, was mit dem herabgestürzten Rung dann weiter geschehen wäre, denn der gehörte nicht mehr zu den Wehrhaften. Aber Petter Bliß, der in der Nähe Baumstrünke umlegte, kam herbeigeeilt und schlug den Angreifer zu Boden. „Schäm dich, Bauer“, lärmte der Stockholmer, „ich habe bei der königlichen Leibgarde gedient.“ — „Und ich, meiner Seel, bei den Nordschonenfern“, schrie Petter Bliß, „als der Hofknecht Ola Oberster bei der Kompanie des Kapitäns Blangfus war! Und jetzt kommst du mit mir zum Kommissar.“ Das klang sonderbar, war aber im Grunde wahr, denn Hofknecht Ola war der Beiname des Olof Toll, der später Generalmajor wurde. Der Gardist versuchte vergebens, sich aus der schraubstockartigen Umklammerung zu befreien — Petter hatte schon schwerere Steine gehoben, er schleuderte den Burschen auf Ola Rungs Düngerkarren, band ihn dort im Handumdrehen fest und fuhr ihn im Triumph hinab nach dem Gasthof Margretetorp. Dort residierte Kommissar

Settergren mit dem besonderen Auftrag, Schluß zu machen mit den Räubereien und Gewalttaten auf dem halländischen Berglücken.

Der Kommissar stellte sofort in Gegenwart des Ola Rung und Petter Bliß ein Verhör mit dem Übeltäter an und fragte scharf den früheren Gardisten Alfred Lundström, ob er auf Longholm gewesen wäre. Longholm war das Zentralgefängnis von Stockholm. Lundström, der sich aus seiner Lage wieder aufgetrabbelt und in Positur geworfen hatte, strich sich vergnügt über seinen Bart und antwortete mit seinem rollenden Stockholmer R: „Nicht weniger als dreimal, Herrrr Kommissarr.“ Das klang wie freche Prahlerei und Petter Bliß, der den Namen Longholm nie gehört hatte und auf keinen Fall gewillt war, hinter dem Prozen zurückzustehen, fiel ein: „Glaub ja nicht, daß ich nicht auch auf Longholm gewesen bin, du Windbeutel! Das kann ich dir sagen, und zwar früher als du!“ Der Kommissar Settergren lachte in seinen Bart hinein und beruhigte den eifrigen Petter.

Niemand konnte Petter Bliß beschuldigen, daß er nicht auf seine Würde bedacht war, und bekam er irgendein Geschäft aufgetragen, so erledigte er das in bester Ordnung. Eines schönen Tages stand er draußen auf dem Hofplatz des Gasthauses und pumpte Branntwein aus den großen Holzfässern, die „Piepen“ hießen und achthundert Liter faßten. Die Kupferpumpe arbeitete gleichmäßig und leicht und füllte ein Fünfkannenmaß nach dem anderen. Diese

Maße trug er zu den großen Eichenbehältern. Das unterste, was sich auf dem Boden einer solchen „Diepe“ befand, konnte von der Pumpe nicht mehr erreicht werden, und nach alter Sitte fiel dieser Bodenrest dem Manne zu, der die Pumpe bediente. Das war ein gar ehrenwertes und behagliches Geschäft, was er da erhalten hatte. Schon der Duft war herrlich. Er hatte sich dazu ein Paar Galoschen angezogen, die ihn vortrefflich kleideten, man hätte ihn für einen richtigen kleinen Herrenhofpatron halten können, und der Ramm schwoll ihm auch ein wenig. Unweit davon auf dem Holzvorratsplatz stand der junge Inhaber des Gasthofes und hactte Holz. Das war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen und er hatte sich danach gekleidet. Da kamen durch den Eingang, ein wenig zögernd, zwei Landstreicher, nicht von der besten Sorte. Ganz vorsichtig wandten sie sich an den Holzhauer und fragten, wo sie den Wirt treffen könnten. Der Holzhauer zeigte stumm und würdevoll auf Petter Bliß an der Branntweinpumpe. Er dachte es sich drollig aus, wie sich der Alte wohl benehmen würde. Es ging vortrefflich. Bliß, der niemals für eigene Rechnung zaghaft war, war es auch nicht für fremde. „Nein“, erklärte er, „ihr seht mir zu verdächtig aus, ihr seid sicher nur so ein paar Hallunken — ich habe keinen Platz für euch.“ Der Wirt dachte, daß Petter recht habe, war aber gewöhnlich nicht so streng und deshalb unterstand er sich, bei dem gestrengen Hauswirt ein gutes Wort für die Wander-

gefellen einzulegen. „Ja, wenn du so schön für sie bittest, mag es sein. Ihr könnt in die Scheune gehn“, entschied Petter Bliß. „Aber der Teufel hole euch, wenn ihr Zündhölzer bei euch habt. Könnt ihr mir ins Auge sehen und schwören, daß ihr keine habt?“ Die Landstreicher antworteten ganz demütig: „Nein, wir haben keine. Der Herr Wirt kann ja selbst in unseren Taschen nachsehen.“ Petter Bliß wurde milder: „Nein, ich habe euer Wort und darauf vertraue ich, denn Männer seid ihr wohl. Würde ich jetzt in eure Taschen greifen, dann könnte ich euch ebensogut hinauswerfen.“

Man sage, was man will, dachte der Holzhauer und kehrte zu seinem Hackstock zurück: Petter Bliß weiß sich zu schicken.

Auch unnötiges Lamentieren kannte er nicht. An einem Wintertag, da auf den Waldwegen Glatteis war, glitt er auf einem Abhang aus und brach sich beide Schienbeine. Er dachte nicht daran, Hilfe herbeizurufen, sondern kroch auf Armen und Knien heim in seinen Verschlag. Dort schiente er sich seine beiden Beine ohne Hilfe. Das ging gut, denn er hatte Besenstiele und Birkenreisern in Überfluß. Er machte sich sein Lager auf der Pritsche zurecht und lag dann Tage hindurch wie ein Bär, der Winterschlaf hält, ohne andere Speise und Trank als einige Brotkrusten und einen Krug Wasser, die in Reichweite waren. Nach vierzehn Tagen humpelte er vorsichtig wieder den Abhang hinab zum Gasthof, ein wenig

bleich im Gesicht und mit schlotternden Kleidern, aber bei ausgezeichneter Laune. „Das Essen schmeckt“, meinte er, als er vor einem rauchenden Teller mit Erbsen und Schweinefleisch saß. Das war alles. Er war auch besonders gut für die Fastenkur vorbereitet gewesen, denn ein Darber war er niemals: Kartoffel und Hering mit saurer Milch waren seine tägliche Kost. Das beruhte nicht nur auf Armut, sondern auf natürlicher Neigung. Er war durchaus nicht immer blank, denn er wurde ein so geschickter Besenbinder, daß er bis zu fünfzig Stück am Tage schaffen konnte. Aber sein Geld verwendete er lieber für extra guten Kaffee und extra starken Branntwein als für Essen und ähnliche niedrige Genüsse. Hatte er die Jagdflasche des verstorbenen Wirts voll mit Genever bekommen, so erhielten seine Züge ein Gepräge erhöhter Ruhe und stillen Selbstgefühls. Man konnte ihn dann nicht frei finden von Herablassung gegenüber den gewöhnlichen, verhungerten Rättern. Aber er wußte, daß es bei alledem Abstufungen gab. Ein Sprachgelehrter, der übergücklich und dankbar war, Petter Blizens Bekanntschaft gemacht zu haben, und der getreu jedes Wort aufzeichnete, das von seinen scharfen Lippen kam, wollte unter allen Umständen mit dem Alten im Gasthof zu Mittag essen und ihn obendrein rechts neben sich sitzen lassen. „Vielen Dank“, sagte Petter kurz, „ich bin nicht hungrig und ich kenne meinen Platz.“

Als Petter Bliß die Fünfzig erreicht hatte, hörte er seiner Angabe nach auf, älter zu werden. Und zwar deshalb, weil er so leichter Arbeit zu bekommen hoffte, vielleicht auch, um dem Mitleid zu entgehen, das zum Los des Alters gehört. Er erhielt sich munter, und noch als er sich schon den Siebzigern näherte, konnte man nichts dagegen einwenden, wenn er den Neugierigen mit seinem unveränderlichen und wahrhaftigen „Ich bin eben fünfzig geworden“ antwortete. Aber schließlich kam die Zeit, da er begann, sich gebrechlich zu fühlen, und dies nicht mehr leugnen konnte. Eines Abends, es war während der Jahre des Weltkrieges, kamen der Gastwirt und seine Frau hinauf, um ihn in seiner „Reusche“ zu besuchen, und da widerfuhr ihnen etwas Neues. Petter Bliß lamentierte wohl nicht, aber seine Rede war matt und schwach. Er sagte ihnen Lebewohl und fügte hinzu: „Vor morgen früh bin ich im Lande des großen Schweigens.“ Der Wirt wußte nicht richtig, was er davon halten sollte, denn, wenn die harte Wahrheit gesagt sein soll, Petter Bliß vertrug den Branntwein nicht mehr so gut wie früher. Aber der Sicherheit halber stand der Wirt anderntags um halb fünf Uhr früh auf und gedachte nach Blißens Hütte zu gehen, um zu sehen, wie die Nacht verlaufen war. Daraus aber wurde nichts, denn beim Eingang zum Gasthof stand bereits der Greis. „Ich glaubte, Bliß wäre tot“, scherzte der

Wirt. „Ach Quatsch, ich sterbe nicht so leicht“, antwortete der Alte, der die wehmütige Stimmung vom Abend zuvor bereits wieder abgeschüttelt hatte.

Allein es war dafür gesorgt, daß auch der abgehärtete und zähe Petter Bliß nicht ungebrochen durchs Leben kommen sollte. Der Schlag traf ihn an seiner empfindlichsten Stelle. Das, was ihm vor allem am Herzen lag, war sein Grund und Boden, den er von Steinen gesäubert, den er gepflügt und besät hatte. Es waren nur vier Scheffel Land, weniger als ein Morgen, aber es war sein Land. Wenigstens glaubte er das. Als aber sein Nachbar erschien und erklärte, daß nach Karten und Kaufbrief der Boden ihm gehöre, daß der Vater des Petter Bliß diesen niemals rechtmäßig besessen hatte, da konnte der Alte tatsächlich keinerlei rechtmäßigen Erwerbstitel nachweisen. Petter wurde vor das Gericht gebracht. Verlezt und wütend ging er zu dem frechsten und gewissenlosesten Winkeladvokaten in der Gegend, der ihm versprach, es dem Nachbar nach Strich und Faden zu geben. Rein guter Rat konnte Petter Bliß zurückhalten. Er kämpfte für sein Anwesen und er verlor es. Der Grund gehörte ihm nicht mehr. Zwar erhielt er die Erlaubnis, in seinem Verschlag zu bleiben, aber er war nicht einer, der Almosen entgegennahm. In bitterer Verzweiflung ging er und suchte Unterkunft auf einem Nachbarhof. Dort verbrachte er seine letzten Monate. Der Winkeladvokat, der dreihundert Kronen Honorar zu bekommen hatte, hatte Petter

Blißens Altersrente gepfändet. Petter wollte nicht ins Armenhaus und er entging dem auch. Jeden Morgen stand er drinnen im Gasthof Margretetorp und erhielt seine Tasse Kaffee in der Küche. Er nahm diese ohne Einwendungen entgegen, soweit hatte sein Stolz bereits nachgelassen. Es geschah nicht oft, daß er ausblieb. Plötzlich aber erschien er an zwei Morgen nicht und am dritten fand man ihn tot in der Nähe des Hofes, einen Eimer in der Hand. Er war auf dem Wege zur Quelle gewesen, um Wasser zu holen.

Das war das Ende von Petter Bliß. Die, welche ihn kannten, versicherten, daß das, was ihn am meisten grämte, nicht der Verlust des Bodens und der Hütte an sich war, sondern die Demütigung, daß er als ein unberechtigter Eindringling betrachtet worden war. So alt und müde er war, so glomm doch der Harm in ihm wie die Glut unter der Asche. „Die Hütte ist jedenfalls mein“, murmelte er. „Es war ein schlechtes Recht, das der Richter über mich gesprochen hat.“ Aber niemand konnte sich viel darum kümmern. Größere Dinge standen in diesen Tagen auf dem Spiel als PETERS vier Scheffel Land, und die Erde war voll von schlimmeren Ungerechtigkeiten.

Aber einige Jahre später — es war im Jahre 1926 — wohnten ein paar Vermessungsbeamte auf Margretetorp. Sie arbeiteten an der neuen Wirtschaftskarte, vermaßen das Land und wühlten in alten Verträgen. Eines schönen Tages berichtete einer von ihnen, daß man auf ein Papier gestoßen sei, welches beweise, daß

Petter Blis in den achtziger Jahren das Nutzungsrecht an dem Grund und Boden für fünfzig Jahre erworben hatte. „Schade, daß der Alte nicht wußte, wo er zu suchen hatte — er hätte den Prozeß gewonnen. Petter Blis hatte recht.“

Ich hörte das selbst eines Herbstabends, als ich mit den freundlichen Vermessungsbeamten zusammensaß und über viele interessante Dinge, die mit ihrem Amt zusammenhingen, plauderte. Und an diesem Abend beschloß ich, Petter Blisens Leben aufzuschreiben.

Es ist nicht notwendig, Prinz von Dänemark zu sein und herzerreißende Schicksale erlebt zu haben, um einen Freund Horatio zu brauchen.

FREDRIK BÖÖK

Viktor Lejon

Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von
H. Blocher. 520 Seiten. Leinenband RM. 6,80

Schon auf den ersten Seiten hat dieses Buch einen so großen Zug und eine so packende Art der Darstellung, daß es den Leser von Kapitel zu Kapitel treibt bis zu dem fast noch zu raschen Ende. Die großen nordischen Meister des Romans haben in Fredrik Böök einen Nachfolger gefunden, der neben ihnen nicht verblaßt und der ein Mann ganz eigener Prägung ist. Es ist undenkbar, dieses aus den Quellen einer großen Phantasie und einer aufrechten Gesinnung schöpfende Buch ohne innerste Anteilnahme zu lesen.

Jochim Weist

Königsberger Allgemeine Zeitung

Sommerspuk

Roman. Aus dem Schwedischen übertragen von
G. Morgenstern. 268 Seiten. Leinenbd. RM. 4,80

Ein herrlich komödienhafter Roman, eine künstlerisch gerundete Erzählung, getränkt mit bestem, tiefgründigem Humor, gestaltet von einem, der Einsicht in das Leben und in das Wesen der Menschen gewonnen hat und der weiß, wie nahe die Komik der Tragik anliegt. Ein funkelndes, sarkastisch-witziges und hellauf lachendes Buch, dessen Reiz noch dadurch erhöht wird, daß es ein feinfühliges, naturnahes Dichter schrieb, der uns die Verzauberung eines schwedischen Sommers wundersam fühlbar zu machen weiß.

Hamburger Fremdenblatt

I M V I E W E G - V E R L A G